

Einladungsschrift

zu der öffentlichen

Prüfung der Bürger- und Real-Schule

der

israel. Gemeinde.

Im Namen des Directors der Anstalt

Dr. S. Stern.

Inhalt:

- 1) Lessing und Mendelssohn. (Erster Abschnitt.) Von Dr. Jakob Auerbach.
- 2) Schulnachrichten.

Die Prüfung findet statt am
8., 9., 10. und 11. April 1867, im Turn- und Hörsaal der Anstalt.

Frankfurt a. M.

Druck von C. Adelman n.

1867.

Vorbemerkung.

Durch eine von Herrn Director Dr. Stern bereits im October v. J. an mich gerichtete freundliche Aufforderung wurde ich veranlaßt, nachfolgende Darstellung für unser diesjähriges Schulprogramm zu bestimmen und damit eine schon vor längerer Zeit beabsichtigte umfassendere Arbeit wieder aufzunehmen. Inzwischen ist der aufs tiefste zu bedauernde Fall eingetreten, daß diese Einladungsschrift, zu der ich nur einen Beitrag liefern sollte, nicht von dem verehrten Leiter der Anstalt ausgehen kann. Derselbe ist seit dem 10. Januar durch Krankheit verhindert, sich seiner erfolgreichen Berufsthätigkeit zu widmen. Die Schule entbehrt nicht nur seiner bewährten trefflichen Leitung, sondern auch seiner vorzüglichen Wirksamkeit als Lehrer.

Der verehrliche Schulrath hat einstweilen eine Direction angeordnet, die aus drei Mitgliedern des Lehrercollegiums besteht. Sämmtliche Collegen beifern sich, die augenblickliche Lücke möglichst auszufüllen. Insbesondere sind auch für das künftige Schuljahr alle Vorkehrungen getroffen, daß der geregelte Gang der Schule nicht gestört werde, und daß die Leistungen derselben hinter den bisherigen nicht zurückbleiben. Da in dem Befinden des Herrn Directors Dr. Stern eine merkliche Besserung eingetreten ist, so geben wir uns gerne der Hoffnung hin, daß es ihm bald wieder vergönnt sein werde, an der Spitze unserer Anstalt in gewohnter Weise zu wirken.

Die Namen Lessing und Mendelssohn stehen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens neben einander. Nicht als ob Mendelssohn an Lessing hinaureiche und seinen Rang neben ihm behauptete. Wie viel er auch zur Erneuerung der deutschen Bildung beigetragen, so verschwindet er doch als Schriftsteller hinter andern Männern seiner Zeit, hinter einem Kant, Mäßer, Herder, die — von der Freundschaft abgesehen — sich viel näher an Lessing anreihen. Er selbst hat diesen Abstand niemals übersehen und setzte seinen Stolz darcin, einer Freundschaft würdig zu erscheinen, die er als ein ihm gewordenen hohes Glück betrachtete. „Mit gerührtem Herzen“ — so schrieb er nach dem Tode des Freundes — „danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so frühe, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vorhatte, bei jeder Zeile, welche ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit vorhabe. . . . Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen. . . . und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. . . . Er spornte den Fleiß an und ließ verdienen, was er gab.“*)

Man darf freilich die Anregungen nicht unterschätzen, die andrerseits Lessing von Mendelssohn empfing, obschon dieser sich als Schriftsteller eigentlich an ihm heranbildete. Schon die Thatsache,

*) Brief an Carl Gotthelf Lessing, abgedruckt (aus „Lessings Leben“ von demselben) in M. Mendelssohns gesammelten Schriften (Leipzig 1848—45) V, 580.

daß er mit ihm gemeinschaftlich eine Schrift ausarbeitete, zeugt von dem bedeutenden Einflusse, den er ihm gestattete und bereitwillig zuerkannte. Mehr aber noch erkennt man aus ihrem Briefwechsel, daß die innigste geistige Gemeinschaft zwischen ihnen herrschte. Auch von Lessing kann man sagen, daß er auf die Stimme des Fremdes, wie auf das Urtheil eines Richters achtete. An der feinsinnigen und scharfsinnigen Kritik des systematischen Denkers prüfte und berichtigte er manche seiner Ideen, wenn sie plötzlich aus dem tiefen Hintergrunde des Geistes mit blendender Gewalt in ihm aufleuchteten. Die Briefe, die er mit Nicolai und Mendelssohn in den Jahren 1756 und 1757 wechselte, enthalten den ersten Keim zur „Dramaturgie“ und in gewisser Art auch zum „Laokoon“, bei dessen endgiltiger Fassung er überdies das Urtheil und die Ansichten Mendelssohns berücksichtigte. Ebenso ist unzweifelhaft, daß dieser ihn zum tiefem Studium der Philosophie angeregt und auch durch seine Schriften ihm neue Grundlagen für seine Untersuchungen geboten hat. Wenn es am Ende seines Lebens den Anschein hatte, daß er, wie F. G. Jacobi andeutete, seine eigentliche philosophische Weltanschauung — und wäre es auch nur aus Schonung — vor ihm verheimlicht habe, so bedarf es nur einer unbefangenen Erwägung der Umstände, um einzusehen, daß dieses keineswegs der Fall war. Lessing, bei dem es so oft von einer augenblicklichen Veranlassung abhing, ob dieser oder jener Gedanke, dieser oder jener Gegenstand aus der großen Fülle seines Wissens und seiner Ideen hervortrat und weiter verfolgt wurde, kam nicht dazu, sich über das System Spinoza's, nachdem er dasselbe gründlicher durchforscht hatte, gegen Mendelssohn gehörig auszusprechen. Aus Jacobi's eigenem Berichte ergibt sich, daß Mendelssohn, wie es unter Freunden — zumal beim Wiedersehen nach längerer Trennung — nicht selten geschieht, auf das Gespräch über den Gegenstand nicht eingehen wollte. Jacobi hingegen hatte gerade dieses Thema sogleich im Voraus signalisirt und während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes bei Lessing festgehalten. Ob bei diesem überhaupt von einem feststehenden metaphysischen Systeme die Rede sein konnte, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Auf keinen Fall aber ist es wahrscheinlich, daß er jemals mit derartigen philosophischen Ansichten vor die Oeffentlichkeit getreten wäre, ohne sie zuvor seinem Freunde

Mendelssohn zur Prüfung vorzulegen und sich dessen Bemerkungen zu Nutzen zu machen.

So lebendig aber auch — namentlich in den ersten Jahren ihrer schriftstellerischen Thätigkeit — der geistige Verkehr der beiden Männer war, so würde man sich doch vergeblich bemühen, auch nur einen einzigen, wahrhaft schöpferischen neuen Gedanken nachzuweisen, den der große Reformator der deutschen Literatur und des deutschen Lebens von seinem redlich forschenden, stets festen und entschiedenen, aber keineswegs allzukühnen Freunde empfangen hätte.

Selbst auf dem Gebiete des Judenthums, wo doch mit Mendelssohn eine ganz neue Zeit beginnt, hat dieser nicht durch großartige, wahrhaft positive Ideen gewirkt, die den lebendigen Keim der Fortentwicklung für spätere Generationen in sich getragen hätten. Schon seine Schüler waren in Zweifel, wie sie es mit den von ihm vertretenen Grundsätzen halten sollten, sobald sie über die Verbreitung der allgemeinen Bildung unter den Juden, die er angebahnt hat, hinausgehen wollten. Die neuere jüdische Theologie hat, soweit sie dem Fortschritte huldigt, mit ihm gebrochen, obgleich sich wichtige Grundlagen und Anknüpfungspunkte bei ihm finden, auf die man wohl wieder zurückkommen wird.

Es ist ein ganz anderes, viel bescheideneres, aber um so schöneres Verdienst, durch das er seine geschichtliche Bedeutung erlangt hat. Er bietet das Beispiel einer unermesslich großen Einwirkung, rein durch den Adel seiner Persönlichkeit. Eine ähnliche Wirksamkeit wird in der modernen Welt sich kaum nachweisen lassen.

Es gibt ethische Geistesarten, bei denen scheinbar die Verstandesseite vorherrschen kann, die aber auch bei ihrem Denken von einem äußerst zarten sittlichen Takte geleitet werden. Denn auch die Resultate des Denkens hängen, wie Göthe einmal bemerkt, mehr oder weniger von dem Charakter des Menschen ab. Männer, die — wie man wohl sagen kann — mit dem Herzen denken, werden die Dinge ganz anders betrachten, als diejenigen, die nur dem kalten Verstande folgen. Mögen diese auch zu einer schärfern objectiven Auffassung befähigt sein, so gelangen sie doch bei Fragen, die das Innere des Menschen betreffen, leicht zu einseitigen Urtheilen und nur halbwayren Ergebnissen. Solche

Männer sind es, die durch ihre rücksichtslose Kühnheit den geistigen Fortschritt fördern, die reinigend und neubelebend wirken und — weil sie vor keinem Resultate zurückschrecken — die Menschheit vor Erstarrung bewahren. Es bleibt aber doch immer noch ein gewisser Rest, den sie nicht bewältigen konnten. Das unbefriedigte natürliche Gefühl der Menschen sagt ihnen, daß das letzte Wort noch nicht gesprochen sei, und eine spätere Zeit muß oft von den gewonnenen neuen Anschauungen aus die scheinbar abgeschlossene Verhandlung wieder aufnehmen, um dem Edelsten und Besten zu seinem Rechte zu verhelfen.

Mendelssohn war eine durchaus ethische Natur. Sein ganzes Wesen, auch von der Seite seines klaren und scharfen Verstandes betrachtet, hat einen tiefen sittlichen Grund, der sich zwar nicht überall bestimmt nachweisen, aber deutlich genug fühlen läßt. Es ist das, was er als Thatsache des Bewußtseins festhielt und den natürlichen Menschenverstand nannte, an dem er die gewonnene Erkenntniß prüfte. Das Forschen nach Wahrheit war bei ihm eine sittliche That.

Gerade hierin aber mußte Lessing am meisten mit ihm sympathisiren. In seinem genialen Geiste bekämpften sich zwar die beiden Gegensätze, das edelste Gefühl, das ihm so heilig war, daß er es kaum aussprechen mochte, sondern mit einer eigenthümlichen Verschämtheit meist nur andeutete, und der unbegrenzte Forscherinn, dem nie etwas wahr oder heilig war, weil es allgemein dafür gehalten wurde; allein seine sittliche Natur erlangte die Herrschaft und gab ihm jene muthige Besonnenheit, jene schöne Männlichkeit, die ihn auszeichnet. Er wäre zu Grunde gegangen und hätte am allerwenigsten die künstlerische Vollendung erreicht, wenn nicht die höchste Kraft eines rein sittlichen Willens in ihm gesiegt und überall mäßigend und verschönend eingewirkt hätte. Der tiefethische Zug, der durch sein Leben wie durch seine Schriften geht, ist um so ansprechender, weil er sich harmonisch mit dem kühnsten Gedankenfluge vereint. Auch im heftigsten Kampfe verleugnete er seinen edlen Hochsinn nicht, und dieser ist es ja ganz besonders, der ihn — wie Schiller — zum Liebling des deutschen Volkes macht.

Wenn Mendelssohn in dem oben angeführten Briefe äußerte, daß er sich den verstorbenen Freund stets als Richter vorgestellt habe und zu allen Zeiten als Richter vorstellen werde, so oft er

„einen Schritt von Wichtigkeit vorhabe“, so dachte er dabei nur an die öffentliche Stellung, zu der jener ihn emporgehoben hatte und die er im Sinne desselben bewahren wollte. Lessing hingegen gestattete dem Freunde die freimüthigste persönliche Zusprache und hörte auf dessen vorsorgliche Erinnerung, auch wo derselbe mit liebevoller Schwachheit ihn falsch beurtheilte, wie auf die Stimme des eigenen Gewissens.

Wäre es nur ein rein individuelles oder allgemein geistiges Interesse gewesen, das die Freunde mit einander verband, so würde ihre Freundschaft niemals die große geschichtliche Bedeutung erlangt haben, die sie so denkwürdig macht. Denn eine große, geschichtlich folgenreiche That war diese Vereinigung. In dem Lessing dem Juden Mendelssohn — man darf wohl sagen — vor den Augen der ganzen gebildeten Welt die Hand reichte und ihn als vollkommen ebenbürtig behandelte, indem Mendelssohn über die äußern und innern Schranken des Judenthums hinaus ihm entgegenkam und seine Stellung neben ihm zu behaupten wußte, feierten zwei als feindlich betrachtete Religionen zuerst laut und öffentlich ihre Versöhnung im Namen der Humanität, die seitdem immer weiter fortgeschritten ist.

Betrachtet man den Entwicklungsproceß, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit dem deutschen Volke vorging, so zeigt sich auf überraschende Weise, daß bei demselben das religiöse Element — wenn auch zum Theile unbewußt — von verschiedenen Seiten einwirkte. Selbst die poetischen und allgemein ästhetischen Bestrebungen, die den ersten Ausgangspunkt der Bewegung bilden, hängen mehr oder weniger mit religiösen zusammen. Vom innersten Grunde des deutschen Volksgeistes aus bereitete sich die Umgestaltung vor, die hauptsächlich durch Lessing bewirkt wurde. In ihm hatte sich dieser Volksgeist verkörpert, wie kaum in einem Andern. Die theologischen Kämpfe, die er am Ende seines Lebens hervorgerufen und mit allen Waffen seines kritischen Scharfsinnes und seiner Gelehrsamkeit, mit der vollen Kraft seines dichterischen Geistes und seines edlen Herzens durchgeföhrt hat, brachten jene Lösung und Klärung, die sein Zeitalter im dunkeln Drange gesucht hatte.

Die erste und letzte Frage, die hier in Betracht kommt, bleibt aber diejenige, die er in dem Meisterwerke beantwortete, mit dem

er sein Leben krönte und in dem alle seine geistigen Kräfte auf ihrem Höhepunkte zusammenwirkten. Die Frage, ob die religiöse Duldung mit der Besonderheit der Religionen verträglich sei, oder ob die Religion, wenn sie auf lebendiger Ueberzeugung beruht, nothwendig, wie so viele Jahrhunderte hindurch, die Menschheit entzweien müsse, statt sie zu einigen — diese Frage ist es, in der auch die wichtigsten inneren Fragen der einzelnen Religionen sich concentriren und eine praktische Gestalt gewinnen. Wo anders aber konnte und kann die Lösung gesucht werden, als auf dem Boden, den die Religionen gemein haben und auf dem der christliche und der jüdische Denker zusammengetroffen waren? Selbst die trennenden dogmatischen Verschiedenheiten wurzeln theilweise in dem allgemeinen sittlichen Grunde. Wird dieser gegenseitig geachtet und anerkannt, so ist die Versöhnung der Religionen für alle Zeit gefunden.

* * *

Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn lernten sich zu Anfange des Jahres 1754 kennen *). Sie hatten damals bereits die erste Stufe der beginnenden Reise überschritten und eine für ihre ganze Zukunft entscheidende Stellung im Leben genommen. Auf eigenthümliche Weise hatte sich Jeder seinen Weg gebahnt, bis sie sich in dem gleichen Drange nach Wahrheit und in einem gemeinsamen edlen Streben begegneten.

*) Wir folgen (mit sämmtlichen Biographen) hierin der Angabe Nicolai's (Lessings Schriften XIII, 5, auch Mendelssohns Schriften V, 207), obgleich wir die Richtigkeit derselben bezweifeln. Mendelssohn selbst bemerkte nämlich kurz vor seinem Tode („an die Freunde Lessings“, Schr. III, 8), er habe mit Lessing „dreißig und mehrere Jahre in vertraulicher Freundschaft gelebt“, was auf dessen ersten Aufenthalt zu Berlin (Dec. 1748 bis Dec. 1751) zurückzuführen würde. Mendelssohn datirte aber wohl irrthümlich von dieser Zeit an, statt von der zu Ende des Jahres 1752 erfolgten Rückkehr. Wie Lessing selbst (Brief an Michaelis, Schr. XII, 28), betrachteten die Freunde vermuthlich seinen Aufenthalt zu Wittenberg nur als eine kurze Unterbrechung seiner Anwesenheit in Berlin, und so konnte Mendelssohn in spätern Jahren zu seinem Irrthume verleitet werden. Dürfte man aber doch aus seinen Worten schließen, daß er sich noch deutlich erinnerte, er habe

Die Freundschaft, die sie damals schlossen, blieb ungeschwächt, bis der frühzeitige Tod Lessings sie trennte, dem wenige Jahre nachher auch Mendelssohn folgte, unmittelbar nachdem er noch seine letzte Kraft zusammengenommen hatte, um einige Worte, die er der Ehre des abgestorbenen Freundes schuldig zu sein glaubte, an die Öffentlichkeit zu richten.

Will man diese Freundschaft nach ihrer ganzen persönlichen und geschichtlichen Bedeutung würdigen, so muß man sich die Lebenskreise vergegenwärtigen, aus denen die beiden Männer hervorgingen.

Sie waren in demselben Jahre geboren; Lessing am 22. Januar und Mendelssohn am 6. September 1729. Wer hätte aber gedacht, daß sie sich je finden und gemeinsam an dem Werke der geistigen Befreiung arbeiten würden? Wie verschieden waren die ersten Eindrücke und Ueberlieferungen, die sie im elterlichen Hause empfangen! Wie verschieden die Wege und Elemente ihrer Bildung! Als die Kinder zweier Welten, die durch gesellschaftliche, religiöse und sociale Schranken für immer von einander abgeschlossen schienen, wuchsen sie unter völlig entgegengesetzten Bedingungen heran. Die Ausichten und Ziele, die sich dem Sohne des protestantischen Geistlichen zu Camenz von selbst eröffneten, hatten nichts mit denen gemein, die dem Sohne des jüdischen Elementarlehrers und Gesetzschriftstellers zu Dessau vorschweben konnten. Der

den Freund bald nach dessen Ankunft in Berlin kennen gelernt, und daß dabei nur die ange deutete Verwechslung stattgefunden hätte, so möchten wir die erste Bekanntschaft in den Anfang des Jahres 1753 setzen. Nicolai konnte hierin um so leichter irren, da er Mendelssohn erst 1755 kennen lernte. (M. Mendelssohns Lebensgeschichte, Schr. I, 13.) — Aus der etwas förmlichen Anrede an der Spitze des Briefes, den Mendelssohn am 17. Febr. 1755 an Lessing richtete, läßt sich nicht (wie Kayserling, S. 40 seiner Biographie Mendelssohns annimmt) der Schluß ziehen, daß sie damals noch nicht näher mit einander befreundet waren. Um sich vom Gegentheil zu überzeugen, braucht man nur den Brief selbst zu lesen, da Lessing in demselben allerdings als Freund angedeutet wird und Mendelssohn sich ebenso unterzeichnet. Ueberdies hatten sie damals schon die Schrift: „Bope ein Metaphysiker!“ gemeinschaftlich verfaßt. (Lessings Schr. XII, 28.) Der erwähnte Brief war der erste, den Mendelssohn an Lessing schrieb. Dieser besichtigte in seiner Antwort vom nächsten Tage jede Förmlichkeit, und Mendelssohn, der in solchen Dingen nie den ersten Schritt that, folgte dann seinem Beispiele.

arme schwächliche Judenknaue, der es kaum wagen durfte, sich auf einem Spielplatze der Christenkinder sehen zu lassen, hatte keinen Antheil an der größern Welt.

Die Jugendgeschichte Lessings ist uns in den wesentlichen Punkten genau bekannt. Alle Umstände trafen zusammen, um den hochstrebenden genialen Geist, den edlen großartigen Charakter zu bilden, den wir in ihm bewundern, und ihn zugleich mit dem ganzen Nützeuge des gelehrten Wissens auszustatten, dessen er bei seiner reformatorischen Arbeit bedurfte. Körperlich gesund und kräftig, wuchs der lebensmuthige, mit seltenen Anlagen begabte Knabe frei und ungebrochen heran, ohne den Gefahren der Verwilderung ausgesetzt zu sein. Ungetrübt, von den beengenden und niederbeugenden Einwirkungen der Armut verschont, verfloßen ihm die Jahre der Kindheit, während die jugendliche Seele den religiösen Grundton des elterlichen Hauses in sich aufnahm und eine patriarchalische Erziehung ihm den tiefen Lebensernst einprägte. In der Familie war der wissenschaftliche Beruf und die entsprechende höhere bürgerliche Stellung gewissermaßen erblich. Mit gerechtem Stolze konnte er vor Allem auf einen Vater blicken, der durch sein Amt, durch seine Gelehrsamkeit und durch die Eigenschaften seines Charakters gleich ehrwürdig war. Dieser Vater zeichnete sich als gelehrter Theologe, als gründlicher Kenner der classischen Sprachen und der Geschichte, wie auch — was damals noch seltener war — durch die Kenntniß der französischen und der englischen Sprache, vor den meisten seiner Standesgenossen aus, führte einen wissenschaftlichen Briefwechsel mit andern namhaften Gelehrten und hatte sich durch seine Schriften die Anerkennung derselben erworben. Wurde dadurch der Ehrgeiz des lernbegierigen Knaben auf ein gleich würdiges Ziel gerichtet, so waren ihm zugleich die Wissenschaften und deren Hilfsmittel näher gerückt, und der künftige Forscher, dem eine bewundernswürdige Divinationsgabe und Gedächtniskraft eigen war, konnte sich dann auf dem Gebiete derselben um so leichter zurecht finden, wußte um so freier auf ihm zu schalten *). Selbst an der ersten

*) Wir können selbstverständlich hier auf die Einwirkung seines Vaters nicht weiter eingehen und wollen nur nebenbei noch einige Andeutungen geben. Wenn derselbe in der Vorrede zur Geschichte seiner Vaterstadt sagte: „daß die historische Wahrheit einem Auge gleiche,

Hinweisung auf das Drama und an einer Vorübung, die seinen Geschmack an der bildenden Kunst erwecken konnte, fehlte es ihm nicht. (S. Danzel, G. E. L. I, 21.)

In seinem dreizehnten Lebensjahre (21. Juni 1741) trat der sorgfältig vorbereitete Knabe in die berühmte Fürstenschule zu

welches nicht das geringste Stäubchen leide“, so hätte dieses, wie Stahl (G. E. Lessing I, 13) bemerkt, „nach Inhalt und Form des Ausdrucks eben so wohl sein großer Sohn“ schreiben können. Sie saßen das Verhältniß der Einzel Forschungen zur allgemeinen Wissenschaft in gleicher Weise auf und verwendeten auf die Verichtigung der Fehrlinier eine streng gewissenhafte, scheinbar kleinliche Sorgfalt, ohne den Werth solcher mühsamen Leistungen irgendwie zu überschätzen. (S. d. Stelle der erwähnten Vorrede in Danzels Biographie G. E. Lessings I, 9. Anm.) Noch wichtiger ist eine gewisse Art von Geistesverwandtschaft, die sich — trotz der Verschiedenheit der Ueberzeugungen — in theologischer Hinsicht zeigt, und der Hinblick auf den Vater, der bei Lessings Forschungen im Gebiete der Kirchengeschichte nicht zu verkennen ist. Gottfried Lessing hob, so streng kirchlich er auch gesinnt war, doch den Grundsatz hervor, daß man bei Bekennniskreitigkeiten die wesentlichen Punkte von den unwesentlichen unterscheiden müsse, und daß es vor Allem auf die „Felsichte“ ankomme. (S. Danzel a. a. D. I, 11.) Einzelne Flüge seines Witzes schwebten dem jugendlichen Dichter des „Freigeist“ bei der Zeichnung des „Theophar“ vor, wie denn das Lustspiel selbst darauf hinausgeht, daß man den Geistlichen nicht um seines Amtes willen als Heuchler betrachten, vielmehr auf seine Handlungen sehen solle, und daß andererseits der scheinbar freieste Denker von den verderblichsten Vorurtheilen geblendet sein könne. Zudem er den Freigeist durch den Edelstinn des Geistlichen besiegen ließ und auf dem Gebiete der Tugend, an der man auch den wahrhaft freien Denker erkennen mußte, alle Mißverständnisse ausglich, hoffte er ein Stück zu liefern, das der Vater, trotz seines Eifers gegen die „Comödien“, beifällig aufnehmen würde und das überhaupt auch die Theologen „nicht nur lesen, sondern auch loben“ sollten. (Brief v. 28. April 1749, Schr. XII, 12.) Nach dem Tode des Vaters (22. August 1770) beabsichtigte der längst ruhmgelobte Schriftsteller, mitten unter seinen Arbeiten in Wolfenbüttel, das Andenken desselben wesentlich zu ehren. Im vollen Bewußtsein seiner Kraft schrieb er am 7. Julius 1771 an die Mutter: „Es ist immer noch Zeit, der Welt zu seinem Lobe etwas zu sagen. Nur muß es eben nicht in einem gedruckten Lebenslaufe sein, wie er nach der Leichenpredigt abgelesen wird. Ich habe mir es fest vorgenommen, etwas aufzusetzen: aber es soll etwas sein, das man weiter als in Camenz, und länger als ein Halbjahr nach dem Begräbnisse liest. Dazu aber brauche ich Zeit und Gesundheit, woran es mir leider ikt fehlet.“ (Schr. XII, 306. Vgl. a. 357, Anm. 1.) Daß er den Voratz nicht ausführte, ist den fortbauenden hinderlichen Umständen zuzuschreiben.

Meißen, deren ganze Einrichtung darauf angelegt war, gründliche, methodisch geschulte Gelehrte, besonders Theologen heranzubilden, aber doch der freien Selbstthätigkeit der Zöglinge einen größeren Spielraum ließ. Von fester und sicherer Hand geleitet, durchseilte er die wohl geebnete Bahn. Auch die Werke der neuen deutschen Dichter drangen bereits in die klösterlich abgeschlossene Anstalt und kamen in die Hände des heranreifenden Jünglings *). Im Alter von siebzehn Jahren war er der Schule bereits geistig entwachsen. Der Rector derselben urtheilte über ihn in einem Briefe an den Vater: „Die Sectionen, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“

Nachdem er am 9. Juni 1746 entlassen worden, bezog er im September dieses Jahres die Universität zu Leipzig, wo er mitten in die geistigen Bestrebungen der Zeit versetzt wurde und zwar nicht, wie der Vater voraussetzte, den eigentlichen theologischen Fachstudien oblag, aber sich für seinen allgemeinen Beruf als Forscher, Dichter und Kritiker, überhaupt als Begründer der neuen deutschen Nationalliteratur bildete. An dieser Universität lehrten Ernesti und Christ ***) die Alterthumswissenschaften in einem neuen Geiste, den Lessing in sich aufnehmen mußte, wenn er an der Regeneration derselben mitarbeiten sollte. Hier kam er mit dem Mathematiker und Philosophen Kästner, der später als Epigrammendichter berühmt wurde, in nähere Beziehung. Indem er an den philosophischen Unterredungen, die derselbe mit einer kleinen Zahl junger Männer zu halten pflegte, lebhaften Antheil nahm, wurde er nicht bloß mit der herrschenden Wolff'schen Philosophie vertraut, sondern übte auch seinen Scharfsinn und entwickelte die polemische Kraft, die ihn schon wenige Jahre nachher seinen Gegnern so fürchtbar machte. In Leipzig residirte

*) Daß der Mathematiker Künne, an den Lessing sich näher angeschlossen und der allerdings großen Einfluß auf seine freie Entwicklung übte, ihn in die neue deutsche Literatur eingeführt habe (Danzel a. a. D. I, 42), beruht auf bloßer Vermuthung.

**) Danzel (a. a. D. S. 68—79) hat nachgewiesen, daß Lessing in nahem Zusammenhange mit Christ steht, der auch in der Art der Polemik an denselben erinnert.

Gottsched, der einst allmächtige Kunstrichter, und Lessing konnte das Treiben desselben, dem er selbst später mit unerbittlicher Schärfe entgegentrat, aus unmittelbarer Nähe kennen lernen. Dort hatte sich schon 1745 ein neuer Kreis gebildet, der sich von dem Einflusse des von den Schweizern bekämpften Mannes unabhängig machte. Strebende junge Männer, wie Adolph Schlegel, Gramer, Zacharia, Wellert u. A. vereinigten sich zu einem Bunde, dessen Seele später Klopstock wurde, und gründeten eine eigene Zeitschrift (die sogenannten Bremer Beiträge). Wie Lessing, besonders durch Kästner, mit einigen dieser Dichter in nähere Verbindung kam, so wurde er auch durch ihr Beispiel, namentlich aber durch das seiner Freunde Weiße und Mylius, bald zur poetischen Production angeregt, deren Anfänge in seine Schulzeit hinaufreichen. Er selbst sagte später von der Universität zu Leipzig, daß man dort „beinahe nichts so zeitig lerne, als ein Schriftsteller zu werden.“ (Schr. IV, 445.) In der reichen, von merkantilitischen und wissenschaftlichen Interessen gleich sehr bewegten Stadt, an dem Hauptsitze des deutschen Buchhandels und des allgemeinen commercziellen Verkehrs konnte er, wie er sich in einem Briefe an seine Mutter ausdrückte (20. Jan. 1749, Schr. XII, 4), „die ganze Welt im kleinen sehen“, mußte er bemerken, daß ihn „die Bücher wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen“ würden, und eignete er sich bald die bisher vernachlässigte äußere Bildung an. Gerade damals stand auch Friederike Neuber, mit der die deutsche Schauspielkunst der Neuzeit beginnt, noch einmal an der Spitze eines Theaters zu Leipzig, das den künftigen Dramatiker und Dramaturgen unwiderstehlich anzog. Hier erlangte er die praktische Kenntniß des Bühnenwesens und wurde er zur Ausarbeitung seines ersten dramatischen Versuches angeregt. In der That wurde dort das Lustspiel: „Der junge Gelehrte“, das er schon in Meißen entworfen hatte, im Januar 1748 aufgeführt. Der neunzehnjährige Jüngling trat mit seiner Dichtung unmittelbar vor das größere Publikum und lernte den Zauber des allgemeinen Beifalls kennen, der ihn zum Weiterstreiten auf der betretenen Bahn aneifern mußte.

Der im Wachsthum begriffene Mensch assimilirt sich, wie physisch, so auch geistig, die ihm dargebotenen Nahrungstoffe. Bei genialen Geistern pflügt dieser innere Bildungsproceß, zumal

wenn sie an die Gränzscheide zweier Zeiten gestellt sind, nicht ohne bedenkliche Krisen vor sich zu gehen. Je gesunder und kräftiger ihre individuelle Natur ist, desto eher wird eine derartige Krisis eintreten, desto leichter werden sie dieselbe überwinden. Immerhin aber werden die Bildungselemente, die ihnen absichtlich gereicht wurden oder ihnen unvermerkt aus der sie umgebenden Atmosphäre zuströmten, von ihnen nur in der Weise aufgenommen, wie sie der geheimen Triebkraft ihres innern Wesens entsprechen. Zudem das Fremdartige wieder abgestoßen oder doch zu einem völlig Neuen umgewandelt wird, vollzieht sich in ihnen zuerst der künftige Entwicklungsproceß der Zeit, die sie vorzubereiten und in ihrer Persönlichkeit darzustellen berufen sind. Hätten sie aber nicht vorerst auch jene Elemente in sich aufgenommen, so würden sie in Einseitigkeit ausgeartet und — abgesehen davon, daß die innere Läuterung unmöglich gewesen wäre — außer dem Zusammenhange mit dem Ueberlieferten, das eben die Umwandlung erfahren soll, geblieben sein.

Bei Lessing trat sehr frühe und beinahe ohne allen innern Kampf eine geistige Klärung ein. Sein energischer, durchaus freier Geist sagte sich schon auf der Schule innerlich von der pedantischen Büchergelehrsamkeit los und fühlte sich in Leipzig um so weniger von ihr angezogen, da die Universtät als solche eine noch ganz mittelalterliche Corporation bildete, so daß die einzelnen Lehrfächer zumtümlich vertheilt waren und meist auch ebenso betrieben wurden. Nur dem dort wirkenden frischen und lebendigen Hauche der neuen Zeit gab er sich unwillkürlich hin. Dem eigentlichen theologischen Berufe, gegen den er sich gleich Anfangs negativ verhielt, entsagte er gewissermaßen schon dadurch, daß er als Theaterdichter auftrat. Noch weniger theologisch waren seine kleineren Gedichte. Er streifte die dogmatischen Fesseln mit erstaunlicher Leichtigkeit ab, blieb aber in seinen sittlichen Grundsätzen unerschütterlich.

Nichts desto weniger gerieth er — besonders durch seinen Umgang mit Mylius und durch seine Beziehungen zum Theater — in große Versuchungen und gefährdete seinen Ruf durch eine ungeordnete Lebensweise. In dieser Hinsicht hatte er eine länger andauernde Gährung zu überwinden, die von den noch ganz verworrenen Regungen der Zeit begünstigt wurde. Wie man alle Schranken zu durchbrechen strebte, so glaubten namentlich die

soq. anacreontischen Dichter, mochten sie auch in ihrem Privatcharakter von strengern Grundsätzen geleitet werden, sich doch in jeoer Art der heitern Lebensanschauung versetzen zu müssen, um die naturgemäße Empfindung, die erst wieder in ihr Recht einzusetzen war, vollkommen auszudrücken. (Zehr. III, 268, Borr. v. 1753.) Konnte dieses auch nicht den innern Kern des Mannes berühren, der fähig war, selbstbewußt auch ein gefährliches Spiel zu wagen, um nur die lebendige Geisteskraft allseitig zu üben und zu äußern, so war er doch in den Tagen des ersten jugendlichen Dranges nahe daran, das Gleichgewicht zu verlieren und vielleicht in einen Strudel zu gerathen, der ihn mit sich fortgerissen hätte.

Der gute Geist des Pfarrhauses zu Camenz war aber in ihm mächtig genug, um ihn davor zu bewahren. Eben als er sich des glücklichen Erfolges freute, den er durch sein Lustspiel erreicht hatte, wurde er von dem durch allerlei Gerüchte beunruhigten Vater nach Hause gerufen. Mit naivem kindlichen Sinne trat er in die heimliche Umgebung, verschonte durch seine Gegenwart die Besorgnisse der Eltern und verständigte sich mit ihnen vorläufig über den künftigen Lebensplan, von dem das geistliche Amt ausgeschlossen wurde. Nach einer dreimonatlichen Abwesenheit kehrte er Ostern 1748 wieder nach Leipzig zurück, entschloß sich aber schon im nächsten Sommer, seinem Freunde Mylius, der sich nach Berlin begeben hatte, dorthin zu folgen, um den inzwischen eingetretenen Geldverlegenheiten zu entgehen. Durch Krankheit in Wittenberg zurückgehalten, wollte er nachher seine Studien dort fortsetzen, wurde aber auch daran verhindert und führte dann seinen ersten Entschluß aus. Zu Ende des Jahres kam er nach Berlin, wo er seine eigentliche schriftstellerische Laufbahn begann und bald eine vielseitige Thätigkeit entfaltete, die schon den Keim seiner künftigen Größe zeigt. Im Gegensatz zu seinen glücklichen Jugendjahren hatte er von nun an — einzelne Lichtblicke abgerechnet — fortwährend mit äußerer Noth oder mindestens mit widrigen Verhältnissen zu kämpfen, die ihm selten die ersehnte ungestörte Ruhe zu seinen Arbeiten vergönnten. Um sich nur eine bessere Kleidung anschaffen zu können, mußte er anfangs noch die Unterstützung der Eltern in Anspruch nehmen (Zehr. XII, 7. 8. 10), die damals bereits seines Bestandes be-

durft hätten*). Ist dieses bei einem jungen Manne erklärlich, der ohne einen bestimmten Beruf in die große Stadt kam, so war es doch schon vorbedeutend für seine Zukunft. Im Mai 1751 schrieb er in Bezug auf Klopstock, der damals in Kopenhagen eine Ruhestätte gefunden hatte, und im Hinblick auf die in Berlin begünstigten französischen Schriftsteller, die bittern Worte: „Er befindet sich ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt Theil nimmt und welche allezeit die Mutter der ewigen Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen.“ (Schr. III, 211.) Ein Jahr früher (20. Juli 1750) war Voltaire, nach langen Unterhandlungen vom Könige berufen, in Sanspouci erschienen; er nahm eine ganz andre Stellung ein, als sein späterer Gegner, dem Deutschland die völlige Befreiung von der Herrschaft des französischen Geistes verdankt, auch in seinen besten Tagen erreichte oder nur beansprucht hätte. Wie übrigens die am Hofe Friedrichs des Großen herrschende freie französische Richtung vorbereitend wirkte und zugleich der entgegengesetzten deutsch-nationalen Bewegung einen desto mächtigeren Anstoß gab, so wählte der zweiundzwanzigjährige Lessing alsbald seinen Standpunkt zwischen den bedeutenden Erscheinungen der französischen Literatur, die gerade damals eine gewaltige Umwälzung begannen, und zwischen den Auswüchsen gränzenloser Leichtfertigkeit, die von Frankreich aus die guten deutschen Sitten zu verderben drohten. Der junge Kritiker berichtete (im April 1751, Schr. III, 197 ff.) mit völlig gereiftem Urtheil über Rousseau's bekannte Preisschrift, welche die ganze Cultur in Frage stellte, und ebenso (im Juni, das. S. 224 ff.) über eine Schrift Diderot's. „Unser Verfasser“, bemerkte er über diesen, „ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hin-

*) In späterer Zeit war es für ihn fortwährend ein quälender Gedanke, daß er den Eltern, trotz der großen Opfer, die er ihnen brachte und die seine Verlegenheiten vermehrten, kein sorgenfreies Leben bereiten konnte.

fallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. — — Gesezt auch, ein solcher Weltweiser waag es Meinungen zu bestreiten, die wir geheiligt haben. Der Schaden ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sei es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht.“ Mit letztern Worten nahm er aber den Uebergang, um eine auch von Voltaire, Diderot u. A. getadelte, sittenlose Schrift Lametrie's, der Vorleser des Königs und Mitglied der Akademie war, mit aller Schärfe zu geißeln. Er wies ihm ein Plagiat aus einem an sich unverfänglichen Gedichte Hallers nach, das er in seiner Weise paraphrasirt hatte, und schloß mit den Worten: „Da er (Lametrie) in der Zueignungsschrift seines Werkes der Mensch eine Maschine sich die Gedichte dieses Mannes (Haller's) gelesen zu haben rühmte, so hat er vielleicht jezo dadurch, daß er sie ausgeschrieben, beweisen wollen, daß er sie wirklich gelesen habe, woran man damals zweifeln konnte, weil die französische Uebersetzung noch nicht heraus war. Doch er glaubt wohl gar sein Original verschönert und uns eine Probe gegeben zu haben, wie sehr ein deutsches Gedicht umgescholzen werden müsse, wenn es im Französischen nur erträglich sein solle? So gut es auch wäre, wenn die wüthigen Schriften der Deutschen bei den Franzosen bekannter würden, so wenig wollten wir wünschen, daß es durch diesen Weg geschehen möge. Sie würden offenbar mehr dabei verlieren als gewinnen“. (Das. S. 236.)

Lessing verließ Berlin im December 1751, um in Wittenberg nochmals die ernstern Studien aufzunehmen. Durch eine Unachtsamkeit, die er sich bei seiner Abreise zu Schulden kommen ließ, gerieth er in Conflict mit Voltaire, mit dem er persönlich näher bekannt geworden war. Nachdem er die Magisterwürde erlangt hatte, kehrte er im November 1752 nach Berlin zurück, wenige Monate bevor Voltaire, der durch eine unlautere Handlungsweise bereits Anstoß und Aergerniß erregt hatte, entlassen und dann in Frankfurt a. M. verhaftet wurde. Im folgenden Jahre er-

sähen die beiden ersten Bände von Lessings Schriften, der nun schon die Anerkennung als einer der besten deutschen Schriftsteller erlangte und durch seine siegreiche Polemik gegen Lange die Gegner zum Schweigen brachte. Mylius, mit dem er bisher noch immer in Verbindung gestanden hatte, verließ Berlin am 28. Februar 1753 und starb bald nachher (6. März 1754). Lessing gab die Schriften des allerdings begabten, aber durch den Mangel an sittlicher Haltung zu Grunde gegangenen Freundes heraus und sagte sich dabei öffentlich von der Richtung desselben los. Dieses war ungefähr die Zeit, wo er Mendelssohn kennen lernte, der inzwischen einen ganz entgegengesetzten Bildungsgang zurückgelegt hatte.

Lessing hatte auf seinem Wege seinen eigentlichen Beruf gefunden. Er war Schriftsteller geworden, Schriftsteller in der höchsten Bedeutung des Wortes. Indem er die Wissenschaft und das Leben zugleich umfaßte, indem er sich seinem Berufe, den er — wie Danzel bemerkt — in dem damaligen Deutschland zuerst wieder als einen selbstständigen betrachtete, mit aller Kraft widmete und seine ganze Individualität in ihn aufgehen ließ, hat er denselben, ähnlich wie Klopstock den Dichternamen, zu Ehren gebracht, mußte er ihm aber auch sein äußeres Lebensglück opfern. Nichts desto weniger hat er den frohen Jugendmuth, jene edle Sorglosigkeit, mit der er den Vortheilen einer herkömmlichen Berufsart entsagte, beinahe ununterbrochen, wenigstens in seinen Schriften bewahrt, so daß über dieselben, selbst über diejenigen, die er zur Zeit der schwersten Kämpfe verfaßte, ja über diese gerade am meisten eine unvergleichliche geistige Heiterkeit ausgegossen ist. Fest in der Vergangenheit wurzelnd, fühlte er in sich die volle Triebkraft des reichen Geistes, mit dessen Entfaltung die neue Zeit beginnt.

In der Vorahnung des nahen Todes, am 19. December 1780, in seinem letzten Briefe an Mendelssohn, erinnerte er diesen an die „frühern bessern Tage“ ihres jugendlichen Strebens und brach feufzend in die Worte aus: „Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen; und ich bin igt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! diese Scene ist aus! Wern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!“ Wenn wir diese Menfierung, wie überhaupt die Briefe aus der Wolfenbüttler Leidenszeit nur mit

tiefer Wehmuth lesen können, so hat er uns doch damit das Bild seines Wachsthums gegeben. Nur an einen „faulen knorrichten Stamm“ mögen wir dabei nicht denken.

Der gesunde, schlanke Baum stand auf geräumigem Boden, wo ihm reichliche Nahrung zufließ, wurde von kunstgeübten Gärtnern sorgsam gepflegt, breitete seine Wurzeln nach allen Seiten aus, wuchs immer stärker und kräftiger heran, entfaltete seine Zweige zur herrlichen Krone, gedieh fröhlich in Wind und Wetter, und nicht von Innen heraus ist er abgestorben, sondern nur der Sturm hat ihn gebrochen.

Auf Mendelssohn können wir die Vergleichung in diesem Sinne nicht anwenden, obschon Lessing ihn in dieselbe mit eingeschlossen hat.

Aber mancher starke Baum wächst auch auf ungünstigem Boden. Eng begrenzt ist der ganze Raum, nur spärlich können die Strahlen der Sonne eindringen, und wunderbar! aus einer schmalen Felspalte hat er sich emporgerungen, über das Gestein hinaus hat er seine Wurzeln mit ihren zartesten Fasern überall hin ausgesandt und sie in jedes Stückchen Erde, das er nur finden konnte, tief eingesenkt, um unter mancherlei Ausbeugungen sich die nöthige Nahrung aufzusuchen und sie begierig einzusaugen, und ohne künstmäßige Pflege ist er gediehen und hat sich über den steilen Abhang erhoben und ragt über ihn hervor in der freien Luft, im freien Lichte. Er blieb lange unbeachtet; um so mehr aber muß er unser Staunen erregen, wenn wir ihn jetzt betrachten. Man begreift kaum, wie er einen so festen Stand erlangen, wie er so manchem Sturme trogen konnte! Hat er auch seine Zweige nicht so schön entfaltet, wie der Baum auf freiem Felde, so ist er doch ebenfalls zu einem kräftigen Stamme geworden.

Dieses ist ein Bild Mendelssohns, der sich aus den beschränktesten äußern und innern Verhältnissen, rein durch die eigene Kraft emporarbeiten und Alles, was ihn mit der großen Welt und ihrem geistigen Leben in Verbindung setzte, sich mit unsäglichlicher Mühe aneignen mußte*).

*) Es ist bezeichnend, daß er den Familiennamen, unter dem er in der Literatur bekannt wurde, sich selbst beilegen mußte und — nach jüdischer

Seine Erscheinung ist eine so außergewöhnliche, daß sie sich zunächst nur durch einen ganz außerordentlichen Bildungstrieb erklären läßt. Trotz der seltenen Aneignungsfähigkeit, die ihn auszeichnete, hätte er aber doch nicht emporkommen können, wenn er nicht schon in dem engen Raume, in dem er herangewachsen ist, edle Nahrungssäfte in sich aufgenommen und eine entsprechende Pflege gefunden hätte. Zwei gute Geister, die jedes Kind bewahren müssen, standen schon an seiner Wiege in dem elterlichen Hause zu Dessau, sie pflegten und nährten ihn unsichtbar und umschwebten ihn auch im spätern Leben. Es war der Geist der tugendhaften Pietät und der Geist der aufopferndsten Liebe, die auch in dem ärmsten jüdischen Hause nicht fehlten.

Man weiß wie schwer der mittelalterliche Druck noch bis weit in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein auf den deutschen Juden lastete. Ebenso kennt man die damit zusammenhängenden Schattenseiten ihrer innern Zustände. Doch fehlten auch die Lichtseiten nicht. Die dichterischen Schilderungen, die man von dem in die engsten Gränzen eingezwängten jüdischen Kleinleben gegeben hat, beruhen auf geschichtlicher Wahrheit. Die Erhaltung der Juden und des Judenthums wäre unbegreiflich, wenn man nicht anerkennen wollte, daß sie durch geistige und sittliche Kräfte bewirkt wurde. Man glaubt dieses Räthsel der Geschichte hinreichend erklären zu können, wenn man von einer besonderen Zähigkeit und Ausdauer spricht, deren es allerdings bedurfte, um so viele Widerwärtigkeiten zu ertragen. Allein die

Sitte — den Namen seines Vaters (Mendel) in denselben eingeschlossen hat. Die deutschen Juden führten damals, wie sie keine bürgerlichen und kaum noch persönliche Rechte besaßen, in der Regel keine gesetzlich anerkannten Zunamen, sondern wurden bei religiösen Zwecken mit ihrem in der Familie fortgeerbten Vornamen in Verbindung mit dem des Vaters benannt, während sie im gewöhnlichen Leben allenfalls noch mit einem durch irgend einen zufälligen Umstand (Heimathsort, Beschäftigung &c.) entstandenen Beinamen bezeichnet wurden. Als später die Behörden sie nöthigten, deutsche Zunamen anzunehmen, so war dies schon ein Schritt zu ihrer Gleichstellung und wurde von Einzelnen als religionswidrige Neuerung betrachtet. — Mendelssohns Freunde nannten ihn bekanntlich nur Moses. Bei den Juden hieß er Moses Dessau, wie er sich auch in hebräisch-deutschen Briefen unterzeichnete. Daher die Schiffer D., deren er sich in den Literaturbriefen sehr oft bediente.

Juden hätten in die tiefste Versunkenheit gerathen müssen, wenn sie nicht fähig gewesen wären, sich wenigstens theilweise innerlich frei zu machen und, im Bewußtsein, daß sie um höherer Güter willen die äußere Knechtschaft erduldeten, sich über dieselbe zu erheben. Dieses aber war die Wirkung ihrer Leiden. Das natürliche Wachstum, die fröhliche Entwicklung konnte verkümmert werden, doch die innern Lebenskräfte wurden nicht zerstört, sondern nur zurückgedrängt. Sie wandten sich, da der natürliche Lauf gehemmt war, mehr den verborgenen Wurzeln zu, es entstanden allerlei Verkrümmungen und bildeten sich manche Auswüchse; aber das Herz des Stammes blieb immer noch gesund.

Je mehr das Selbstgefühl nieder gebeugt, je mehr die freie Bewegung beengt wurde, desto mehr zogen sich die Juden in sich selbst zurück. War die Theilnahme an allgemeinen bürgerlichen Interessen ver sagt, so mußte das religiöse Leben um so inniger sein. In der Außenwelt von Schmach und Verfolgung bedroht, schlossen sich die Glieder der Familie um so enger aneinander, opferten sie um so williger Alles für das einzige Glück, das ihnen vergönnt war, und diese Familie umfaßte nicht bloß die Angehörigen eines und desselben Hauses, sondern jeder Leidensgenosse hatte Anspruch auf Schutz und Hilfe. Entbehrung und Entsaugung war — abgesehen von dem Religionsgesetze, das sie in tausend Fällen vorschrieb — schon von selbst geboten. Ueber die Heiligkeit der Ehen, die Reinheit des Familienlebens wurde strenge gewacht. Die innere Gebundenheit, die vor eigentlicher Sittenverderbniß schützte, wurde durch die äußere verstärkt. Die vielen Drangsale erzeugten im Allgemeinen einen desto mildern Sinn, das so oft verletzte Gefühl wurde um so mitleidiger. Wohlthätige Vereine, die ihren wahrhaft brüderlichen Beistand dem Armen, dem Heimath- und Obdachlosen, dem Kranken, dem Trauernden angedeihen ließen, bestanden von jeher in den jüdischen Gemeinden, oder diese bildeten, wenn eine besondere Gliederung nicht stattfand, an sich schon solche Vereine. Die Mildthätigkeit wurde in einer Weise geübt, die sogar zum Mißbrauche führte.

Aus den uralten Quellen der eigenthümlichen Bildung wurde um so eifriger geschöpft, da alle andern verschlossen waren. Man darf aber die Erbbildung eines Volkes, wie einseitig und beschränkt sie auch sein möge, in ihrem Werthe nicht unterschätzen,

am wenigsten die des jüdischen, dessen Geschichte mit ihren großartigen Erinnerungen in die ältesten Zeiten hinaufreicht und das auf seinem leidensvollen Gange durch die Welt so Manches von der Kultur anderer Völker in sich aufgenommen hatte.

In der Lehre zu forschen, wird nach den Grundsätzen des Judenthums als allgemeine Pflicht, als ein besonders gottgefälliges Werk betrachtet. Der ärmste Vater bot bereitwillig das Wenige auf, das er erübrigen konnte, um sein Kind in Allem unterweisen zu lassen, was zur Kenntniß oder doch zur Uebung der Religion erforderlich war. Jeder Jude war mindestens in den Anfangsgründen einer fremden Sprache — denn eine solche war die hebräische im Wesentlichen auch für ihn —, wenn auch auf völlig unmethodische Weise unterrichtet worden. Schreiben, freilich nur in hebräisch-deutscher Schrift, lernte jeder jüdische Knabe. Einen berühmten Talmudgelehrten unter seine Ahnen zu zählen, galt in diesen Kreisen eben so viel als der Vorzug eines Adligen in den seinigen. Es war die stolzeste Hoffnung, die eine jüdische Mutter heimlich nähren konnte, daß ihr Sohn einst den „Sitz eines zur Entscheidung berufenen“ Rabbi einzunehmen werde. Das Talmudstudium brachte durch eine spitzfindige Scholastik zwar auffallende Verzerrungen hervor, bewahrte aber doch vor der Verumpfung und dem Geistesstode. Wie weit es auch von einer wissenschaftlichen Methode entfernt war, schärfte es doch die Geister auf ganz ungewöhnliche Weise. Wer nur immer zu einem solchen Studium befähigt war, beschäftigte sich mindestens zeitweise mit demselben, und bis in die untersten Schichten hinab verbreitete sich eine durch die Religion geweihte Verstandeskultur. Viele treffliche Sittensprüche und Lebensregeln waren Gemeingut des Volkes.

Damit hing theilweise auch die völlige Gleichberechtigung aller Gemeindeglieder zusammen, die im Innern um so unbeschränkter war, je mehr sie in der Außenwelt versagt wurde. Obwohl der Jude ausschließlich auf den Gelberwerb hingewiesen war und sich dadurch — abgesehen von andern verderblichen Folgen — eine oft eigenmächtige Selbaristokratie bildete, so genoß doch zuletzt nicht der Reiche, sondern der Gelehrte die höchste Achtung. So groß auch der Einfluß der Rabbinen war, zumal da sie auch über bürgerliche Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden hatten,

so hing doch ihr Ansehen weniger vom Anthe als von der Kenntniß ab und bestand kein eigentlicher Unterschied zwischen Geistlichen und Laien. Der Jude, der bereitwillig sich dem strengen Religionsgebote unterwarf, der auch das gelbe Zeichen am Kleide mit Resignation trug und geduldig den Leibzoll entrichtete, weil er darin eine höhere Schickung sah — er fühlte sich doch noch frei. Das konnte Niemand an seiner äußern Erscheinung bemerken, das ahnten seine christlichen Nachbarn nicht; er selbst wußte es kaum.

Hatte der Knabe das dreizehnte Jahr erreicht, dann freilich war in der Regel über seinen Beruf entschieden. Er wurde hinausgeschickt, um durch erniedrigenden Erwerb zur Ernährung der Familie beizutragen. Doch auch hier hatte er einen Talisman, der ihn vor sittlicher Verkommenheit schützte. Die stete religiöse Uebung, die ihn doch auf ein Höheres hinwies, wie sehr sie auch zur mechanischen Aeußerlichkeit geworden war, der Muth und Trost, den ihm sein Gottvertrauen einflößte, besonders aber der Gedanke an den Vater, an die Mutter und die Geschwister, deren einzige Stütze er vielleicht war, richteten ihn immer wieder auf, wie sehr er auch unter der schweren Last seufzen mochte, die er zu tragen hatte. Der verachtete Jude mußte sich in Alles fügen und schicken lernen, er bediente sich zuweilen der List und Verschlagenheit, als der einzigen Waffe des Schwachen; aber er gab doch sich selbst nicht ganz auf. Der Unwissenheit und Rohheit des ihn verhöhrenden Böbels gegenüber, konnte er immerhin noch ein heimliches Gefühl der Ueberlegenheit nähren, ja — trotz der ihm auferlegten Demuth — noch eine letzte Regung des Stolzes empfinden. Mit einem tiefen Lebensernste vereinigte sich zuweilen ein freier Humor, der die ganze äußere Welt belächelte, weil er sie als nichtig betrachtete.

An und für sich hatte sich das Judenthum immer noch die Lebensfreudigkeit bewahrt. Wenn der Familienvater am Vorabend des Ruhetages in das von der Religion geweihte und verklärte Haus trat, fand er Ersatz für alle Beschwerden und begrüßte froh die Engel des Friedens, die ihn dort umgaben, und mit der festlichen Feier drang wieder ein Strahl der Freude in die verdüsterten Gemüther.

Freilich gab es auch Manche, die nirgends zu einer Heimath

berechtigt waren; aber diese fanden überall, wo Juden wohnten, eine gastliche Aufnahme. Die Wenigen, die ein völlig ehrloses Leben führten und sich damit von der Gesamtheit los trennten, gehörten meist jener Classe an. Sie allein waren ganz unglücklich. Einzelne derselben waren vielleicht begabtere Naturen, die unter andern Umständen um so nützlichere Glieder der Gesellschaft geworden wären.

Nur die humane Gesichtsbetrachtung, die auf den Grundtrieb der Erscheinungen sieht, ist eine gerechte. Werden die Gebrechen absichtlich hervorgehoben, so entstehen blos Zerrbilder, wie treffend auch die einzelnen Züge sein mögen. Man darf aber behaupten, daß der Grundtrieb des Judenthums von den ältesten Zeiten an eben derselbe ethische war, den wir in Mendelssohn wiederfinden. Wer dieses leugnen will, der müßte auch den ethischen Charakter der Bibel und folgerichtig auch den ethischen Charakter des Christenthums leugnen*).

Allerdings werden die Fehler eines Volkes, wie die des einzelnen Menschen, um so auffallender und wirken um so abstoßender, wenn sie mit seiner edlern Natur in einem geheimen Zusammenhange stehen. Ist diese sogar gänzlich entstellt oder nahezu in ihr Gegentheil verkehrt, dann muß die Geschichte unnachlässiglich richten**). So lange aber das Volk sich seine höchsten Tugenden bewahrt, so lange es sich noch bildungsfähig zeigt, so lange darf es auch fordern, daß es nach seiner bessern Seite beurtheilt werde, zumal wenn die Ausartungen mehr oder weniger durch die Umstände veranlaßt wurden.

Das scheinbar abgestorbene Judenthum hatte sich auch in den finsternen Zeiten noch sein inneres Leben bewahrt. Da be-

* Es ist eine von neueren Bibelforschern oft wiederholte Aebensart, daß der israelitische Volksgeist, wie der semitische überhaupt, ein rein subjectiver war, dem die plastische Gestaltungskraft fehlte. Die biblische Poesie, ja die ganze Bibel gestaltet aber das Ideale, das Ethische in unnachahmlicher Weise, und wie ließe sich dieses in abgerundete sinnliche Darstellungen zwingen, ohne zuvor sein Wesen, welches eben ein Unendliches ist, aufzugeben zu haben?

** Die Propheten rügten deshalb die sittlichen Fehler ihres Volkes am schärfsten. Aus diesen Zurechtweisungen erkennt man aber, wohin dertrieb gerichtet war. Der eigentliche Volksgeist spricht sich in den aus der Masse hervorragenden Männern aus.

durfte es nur eines hellen Lichtstrahls von Außen, da brauchten nur die hemmenden Fesseln einigermaßen gelockert zu werden und das dämmernde Bewußtsein des Menschen ging in den Seelen auf und die verborgenen Kräfte regten sich wieder. Schwierig war es, sich nun in der großen freien Welt zurecht zu finden. Viele verirrten sich auf diesen oder jenen Abweg; Mendelssohn erkannte mit klarer Besonnenheit das rechte Ziel und verfolgte es mit beharrlichem Streben. Er wurde ein Vorbild seiner Glaubensgenossen und zeigte ihnen durch sein Beispiel, daß sie Juden bleiben und dennoch ihre Menschenwürde zur Anerkennung bringen könnten.

Ueber das Jugendleben Mendelssohns sind uns nur dürftige Nachrichten aufbewahrt worden. Er selbst war zu bescheiden und hielt, ähnlich wie Lessing (XII, 27), seine Lebensumstände für zu geringfügig, als daß er (Venauceres über dieselben aufgezeichnet hätte (Mendelssohn's Schr. V, 524 ff.). Andererseits war seine Persönlichkeit und seine ganze Stellung eine so ungewöhnliche und überraschende, daß ihm von seinen Zeitgenossen mancher anekdotenhafte Zug angedichtet wurde.

Daß man in den jüdischen Kreisen damals noch keine Ahnung von einer naturgemäßen Erziehung hatte, kann um so weniger auffallen, wenn man in Betracht zieht, wie es überhaupt mit derselben bestellt war, bevor Rousseau und Pestalozzi auftraten. Es war noch ein Glück für den jüdischen Knaben, wenn er nicht in die Hand eines jener rohen und verkehrten polnischen Rabbi's fiel, denen die deutschen Juden zu jener Zeit häufig den Unterricht ihrer Kinder anvertrauten. Mendelssohn wurde anfangs von seinem Vater unterrichtet, dessen Persönlichkeit, Kenntnisse und Stellung — auch abgesehen von den völlig verschiedenen Umständen — ebenso unbedeutend waren, als der Vater Lessing's durch seinen Stand und seine Gelehrsamkeit, wie durch seine stark ausgeprägte Individualität hervorragte. Wir irren aber wohl nicht, wenn wir uns in ihm einen zwar schwachen und fälsamen, aber doch äußerst ehrliebenden Mann denken, dem ein feinerer Sinn eigen war und der auch einen gewissen Grad von äußerer Bildung besaß^{*)}. Obwohl er Einer der Aermsten in der Gemeinde

*) Wir dürfen bei ihm, da er sich der hebräischen Kalligraphie widmete, wohl auch einen gewissen Schönheitssinn, sowie die Kenntniß der

war, wurde er doch gewiß allgemein geachtet. In der Liebe zu seinem Kinde, das besondere Geistesanlagen zeigte, glaubte er die Wißbegierde desselben so frühzeitig als möglich befriedigen zu müssen. Daß dadurch die körperliche Entwicklung des an sich schwächlichen Knaben gehemmt und der Keim fortdauernder Kränklichkeit in ihm gelegt wurde, bedachte er um so weniger, als man mit einem derartigen unverständigen Eifer eine religiöse Pflicht zu üben meinte, deren Erfüllung doch keine nachtheiligen Folgen haben könne. Der Name eines Vorfahren, der sich wahrscheinlich auf den Knaben vererbt hatte, mochte dabei in der oben bezeichneten Weise mit einwirken. Dieser stammte nämlich (wir wissen nicht, ob von väterlicher oder von mütterlicher Seite) von einem berühmten Rabbiner aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ab, der in allen religionsgesetzlichen Fragen als die letzte und entscheidende Autorität betrachtet wurde*), und der ganze Ehrgeiz des Vaters war wohl dahin gerichtet, den jungen Moses, den er auch für geistesverwandt halten mochte, zu einem des großen Ahnen würdigen Manne zu erziehen. Noch in seinem 41. Jahre erwähnte Mendelssohn in einem Briefe an einen Verwandten dieser Familientradition mit einem gewissen Stolze. Wenn wir ihn frühe, trotz aller Schüchternheit, mit starkem Selbstgefühl aufzutreten sehen, wenn er den Muth und die Ausdauer hatte, unter den größten Entbehrungen seinen Weg zu verfolgen und alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, so

deutschen Schrift voraussetzen. Das Schreiben der Gesetzesrollen und anderer ritualmäßiger Schriftstücke erfordert eine genaue Beobachtung einzelner Vorschriften, die zwar mit der hebräischen Grammatik nichts gemein haben, aber doch allenfalls die Aufmerksamkeit auf dieselbe lenken konnten. Hätte der junge Mendelssohn schon durch seinen Vater einige grammatikalische Kenntnisse erlangt, so wäre dieses ein sehr glücklicher Umstand für ihn gewesen. Die Reform des Judenthums mußte bekanntlich in späterer Zeit — und zwar eben durch Mendelssohn und seine Schule — besonders auch damit begonnen werden, daß man das Hebräische wieder mehr grammatikalisch unterrichtete und, dem einseitigen und allzu frühzeitigen Talmudstudium gegenüber, mehr auf die Kenntniß und richtige Auffassung der Bibel drang. Ebenso war es ein wichtiges Culturelement, daß man sich wieder im neuhebräischen Stil übte und dadurch den Geschmack bildete.

*) Diese Abstammung hat Geiger (Zid. Ztschr. I, 145) aus einem Briefe Mendelssohns (Kaysersling a. a. D. S. 492.) nachgewiesen.

trug dazu — neben dem Bewußtsein der eignen Kraft — gewiß auch jene in die jugendliche Seele wie ein höherer Ruf eingebrungene Erinnerung bei, die mit der Verehrung für seinen Vater zusammenfloß.

Wald hatte der Knabe die nöthigen Vorkenntnisse im Hebräischen, besonders im Verständnisse des Pentateuchs erlangt und sollte nun den höhern Unterricht empfangen, der mit einem rabbinischen Pentateuch-Commentar begann und dann zum Talmud fortschritt. Es ist ein rührendes Bild, wenn wir hören, wie der zärtliche Vater sein schwächliches Kind in der kalten Winterzeit schon vor Tagesanbruch auf den Arm nahm, es unter seinem alten Mantel barg und so, möglichst behütet, in das „Lehrhaus“ trug. Hier athmet Alles nur hingebende Liebe und Aufopferung.

Da das Gebiet des Talmuds längst hinreichend bearbeitet war, hatte sich, um dem Studium desselben neues Leben einzuhauchen, in der tonangebenden polnischen Schule eine Methode gebildet, welche die frühere Scholastik in's Ungeheuerliche trieb. Der junge Mendelssohn fand einen Lehrer, der die einfachere ältere Methode befolgte¹⁾, und blieb dadurch vor jener Geistesverrentung bewahrt, welche die gewöhnliche Folge eines gekünstelten Wises und verzerrten Scharfsinnes sein mußte. David Hirschel Kränkel, der damalige Rabbiner zu Dessau, war ein in seinem Fache berühmter Gelehrter, der eine — im Verhältnisse zu seiner Zeit — bessere Richtung verfolgte. Er beschäftigte sich besonders eifrig auch mit dem ältern, damals meist vernachlässigten jerusalemischen Talmud und verfaßte über denselben einen Commentar, dessen erster Theil im Jahre 1743 gedruckt wurde²⁾. Hatte er hierbei auch keine Ahnung von einer geschichtlich-kritischen Behandlung, wie sie von der jüdischen Theologie in unserer Zeit angebahnt wurde, so zeichnete sich doch seine Arbeit durch Kürze und Bündigkeit aus, wobei er sich den mustergiltigen Hauptcommentar über den babylonischen Talmud zum Vorbilde nahm³⁾.

¹⁾ Am 2. Vorworte zu seinem Commentare über den jerusalemischen Talmud findet sich eine Stelle, die mit einem Seitenblicke auf jene verkehrte Methode geschrieben ist.

²⁾ Mendelssohn erwähnt diesen Commentar rühmend im 122. Literaturbriefe.

³⁾ Er selbst bemerkt dieses a. a. D.

Er schrieb auch einen verhältnißmäßig bessern hebräischen Stil als die meisten damaligen Talmudgelehrten, besaß wohl auch eine genauere Kenntniß der ausgezeichneten hebräischen Werke aus der spanisch-arabischen Zeit, gab sie vielleicht gar seinen bessern Schülern in die Hand und war keineswegs ein Feind der sog. weltlichen Wissenschaften, die bei den Juden allgemein als legerisch verpönt waren. In der That muß schon frühzeitig ein persönlicher Einfluß auf Mendelssohn stattgefunden haben, durch den der Geist der bessern jüdischen Culturepoche irgendwie auf ihn einwirkte*). Er wurde frühe mit den Regeln der hebräischen Grammatik bekannt, verfaßte schon als zehnjähriger Knabe hebräische Gedichte, die er aber in reifern Jahren wieder vernichtete, und studirte den größten Theil der Bibel, von der meist nur der Pentateuch in den Kreis des eigentlichen Unterrichts gezogen wurde, ohne besondere Anleitung eines Lehrers, und zwar mit solchem Fleiße, daß er sie später beinahe Wort für Wort auswendig wußte.

Die Geschichte macht zwar oft scheinbare Rückschritte, stellt aber, bevor sie die Höhepunkte verläßt, ihre unvergänglichen Denkmale hin, die noch die Blicke der spätern Geschlechter auf sich ziehen und dann wieder, mitten aus der inzwischen eingetretenen Verfinsternung heraus, zur Leuchte werden auf der Bahn des neuen Fortschrittes. Ein solches Denkmal auf jüdischem Boden ist der „Führer der Verirrten“ (More Nebuchim), das Werk jenes Moses (Maimonides) aus der Zeit des höchsten Aufschwunges,

*) In dem allerdings höchst dürftigen Berichte über seine Lebensumstände, den wir von Mendelssohn selbst besitzen (V, 526), bemerkt er blos, daß er bei Fränkel den Talmud studirt habe. Nicolai scheint Mendelssohns Bekanntschaft mit dem oben erwähnten Werke des Maimonides in die spätere Zeit zu versetzen (M. Schr. V, 206). In der hebräischen Biographie Mendelssohns (v. Zisaal Eichel) heißt es, das Buch sei ihm in früher Jugend zufällig in die Hand gekommen. Wie es sich hiermit verhält, bedarf noch einer genauern Untersuchung. Wir folgen vorläufig der Angabe der Biographen, obgleich es uns ganz sagenhaft vorkommt, wenn berichtet wird, der ausgezeichnete Denker habe sich schon als Knabe so eifrig mit dem Studium jenes philosophischen Werkes beschäftigt, daß er sich dadurch eine Krankheit zuzog, deren Folge die körperliche Verunstaltung war. Die oben angeführte Aeußerung Mendelssohns (hebr. Biographie S. 7) bezog sich ursprünglich vielleicht auf das Studium in seinem Jünglingsalter, so daß er dabei nur an seine körperliche Schwäche überhaupt, nicht aber an die Verfrümmung gedacht hätte.

den die von der aristotelisch-arabischen Philosophie genährte Wissenschaft des Judenthums genommen hatte.

Dieses Buch, das so viele jüdische Denker — Spinoza nicht ausgenommen — geistig frei gemacht hat, kam auch in den Gesichtskreis des jungen Moses Mendelssohn, und sein von einem unwiderstehlichen Wahrheitstrieb bewegter Geist vertiefte sich so unablässig in dasselbe, forschte so begierig in dem vorher ungeahnten Gebiete der Erkenntniß, daß er dadurch in eine schwere Krankheit verfiel und dauernden Schaden an seinem Körper litt. Er selbst äußerte in späteren Jahren oft scherzhaft, er sei Maimonides zum größten Danke verpflichtet; wenn dieser auch die unschuldige Ursache seiner körperlichen Entstellung geworden sei, so habe er doch auf seinen Geist desto wohlthätiger gewirkt.

Lessing kennt Jeder, der seine Schriften gelesen hat; er spricht vollkommen deutlich zu uns durch jeden Zug seiner Individualität, so zu sagen, durch jede Zeile, die er geschrieben hat. Um Mendelssohn zu verstehen und zu würdigen, muß man das Judenthum und seine Geschichte kennen.

Im Jahre 1743 wurde Fränkel als Rabbiner nach Berlin berufen. Dadurch fügte es sich, daß auch Mendelssohn in die Stadt kam, wo er sich die allgemeine Bildung aneignen und dann sein ganzes Leben hindurch wirken sollte. Er weigerte sich entschieden, sich dem entehrenden Hausirhandel zu widmen, und der anfangs widerstrebende Vater gab seinen dringenden Bitten nach und willigte ein, daß der schwächliche und verwachsene Knabe, der noch der körperlichen Pfllege bedurft hätte, das elterliche Haus verließ, um den geliebten, schmerzlich vermißten Lehrer aufzusuchen und unter dessen Leitung sein Studium fortzusetzen. Noch in demselben Jahre, in welchem Fränkel seine neue Stellung angetreten hatte, wanderte der nun vierzehnjährige Moses nach Berlin.

Es war dies eigentlich der Abgang auf eine jüdische Hochschule. Meist ganz mittellos und nur auf die Wohlthätigkeit ihrer Glaubensgenossen hingewiesen, ohne Anleitung und eigentliche Führung in Allem, was nicht die rabbinischen Schriften betraf, verbrachten Knaben und Jünglinge die schönste Zeit ihres Lebens an den Orten, wo berühmte Lehrer ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Ihr Loos war in seiner Art nicht besser als das ihrer

Altersgenossen, die mit dem Rucke auf dem Rücken von Haus zu Haus ziehen mußten, um nothdürftig das Dasein zu fristen. Diese führten doch eine Lebensweise, die man immerhin noch eine naturgemäße nennen konnte, und erwarben sich durch eigene Thätigkeit die Mittel zu ihrem Unterhalte, wo nicht auch zu dem ihrer Familie, mit der sie in unmittelbarem Zusammenhange blieben. Jene hingegen mußten sich in der Regel glücklich fühlen, wenn sie in irgend einer Dachkammer ihr Nachtlager, in den Häusern einzelner Reichen, je für bestimmte Tage einen Freitisch gefunden hatten, und waren meist in die enge Lehrstube zusammengedrückt, wo sie zuweilen Nächte durchwachten und dann um so eher in dumpfes Hinbrüten versunken mochten. Man ehrte sie aber um ihres Studiums willen, obwohl sie von Almosen lebten, und die sittliche Verwahrlosung war bei ihnen eine seltene Ausnahme. Nur Wenige freilich gelangten zu der erstrebten Befähigung für das rabbinische Amt, was hauptsächlich in der mangelhaften Anleitung seinen Grund hatte; Andere blieben auf halbem Wege stehen und wurden dann Elementarlehrer, während Viele sich später dem Handel zuwendeten und Einzelne ihr Lebensziel ganz verfehlten. Die Männer, die einen Theil ihrer Jugendzeit in diesen sogenannten Schulen verlebten, aber dann, als sie von der unabwiesbaren Einwirkung des Zeitgeistes ergriffen wurden, sich von ihnen abwandten und sich entweder einem wissenschaftlichen Berufe oder der praktischen Geschäftsthätigkeit widmeten, haben sich im Allgemeinen als tüchtig bewährt. Sie gerade waren es, welche mit Begeisterung und mit erstaunlichen Erfolgen für die bessere Jugenderziehung, wie überhaupt für die Aufklärung ihrer Glaubensgenossen und die Beseitigung des äußeren und inneren Druckes wirkten.

Auf Verwendung seines Lehrers, der sich einen Theil seines Wertes von ihm abschreiben ließ und ihm einige Groschen wöchentlich dafür bezahlte, fand der junge Moses ein Unterkommen in dem Dachstübchen eines wohlthätigen Mannes. Er speiste auch einige Mal in der Woche an dessen Tisch und wurde außerdem durch Fränkel unterstützt. In seiner Schüchternheit darbot er lieber, als daß er sich persönlich um Unterstützung beworben hätte, auf die er auch keinen Anspruch zu haben meinte, da er ja, wie er sagte, verpflichtet sei, durch Arbeit für seinen Unterhalt zu

sorgen und nur durch sein Verlangen nach höherer geistiger Ausbildung sich davon abhalten lasse. Mehrere Jahre hindurch hatte er mit Noth und Entbehrungen zu kämpfen. Im spätern Alter erzählte er gerne, daß er sich öfters ein Brod, das er gekauft hatte, durch sorgsam abgemessene Striche eintheilte, damit er nicht etwa an einem Tage zu viel davon genieße und dann am andern gänzlich hungern müsse.

Lessing sprach bekanntlich davon, daß man die fröhliche Armuth preisen solle. Die Armuth Mendelssohns war keine fröhliche, aber doch eine heitere. Still, genügsam, sanft und leutselig lebte er dahin. Solche Naturen erscheinen um so edler, je niedriger die Lage ist, in der sie sich befinden, und ziehen unbewußt einen gesicherten Kreis geheimer Achtung um sich. Durch seine Selbstständigkeit und durch die unverkennbare geistige Ueberlegenheit nahm der körperlich schwache Jüngling bald eine Ausnahmstellung unter seinen Gefährten ein, von denen Einzelne sich ihm liebevoll angeschlossen.

Der Talmudjünger, bei dem ein deutsches Buch gefunden wurde, war der Gefahr ausgesetzt, von den Gemeindeältesten aus der Stadt gewiesen zu werden. Der immer mehr erwachende Wissensdurst Mendelssohns konnte durch die hebräische Literatur allein nicht befriedigt werden. Mit größter Heimlichkeit, in später Nacht auf seiner Dachstube las er die deutschen Schriften, deren er habhaft werden konnte.

Das Judenthum stand — von der Bibel abgesehen — hauptsächlich durch die oben erwähnten hebräischen Werke aus der spanisch-arabischen Zeit, besonders durch die religionsphilosophischen und mathematischen, die aber meist vernachlässigt wurden, noch in Beziehung zu der allgemeinen Zeitbildung. Die Philosophie und die Mathematik boten einzelnen Geistern den Weg zu derselben. Auch Mendelssohn erlangte durch jene Schriften die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse und überhaupt die ersten Begriffe einer systematischen Wissenschaft. Er lernte einen polnischen Talmudgelehrten Namens Israel Samos kennen, der zwar nicht deutsch zu lesen verstand, aber die hebräischen Werke jener Art gründlich kannte und, selbst ein scharfsinniger Denker und bedeutender Mathematiker, sich eingehend mit denselben beschäftigte. In der Heimath wegen seiner freieren Ansichten verfolgt, hatte er in Berlin ein Asyl gesucht, wo er in Dürftigkeit lebte. Er

zog den jungen Moses an sich, unterrichtete ihn in der Mathematik nach einer hebräischen Uebersetzung des Euklid, erging sich mit ihm in metaphysischen Speculationen und tauschte seine kühnen Ideen mit ihm aus. Das ganze Gebiet der neueren Philosophie, soweit sie über Platonides und seine Zeit hinausgegangen war, blieb dem jugendlichen Denker vorerst unbekannt und mußte erst zufällig von ihm entdeckt werden. Es war für ihn ein glückliches Ereigniß, als er Meiners „Betrachtungen über die Augsburgische Confession“ bei einem Juden fand, der das Buch in Verfaß genommen hatte. Er vertiefte sich in den philosophischen Theil des Werkes, besonders in die Beweise für das Dasein Gottes, und sein Verlangen, aus andern Quellen zu schöpfen, wurde um so mächtiger. Ein junger jüdischer Mediciner Namens Kisch, der in Prag, wo er geboren war, einen regelmäßigen Bildungsgang zurückgelegt hatte und sich nun in Berlin aufhielt, machte ihn darauf aufmerksam, daß er sich, wenn er die neuere Philosophie kennen lernen wolle, vor Allem die Kenntniß der lateinischen Sprache aneignen müsse, und erbot sich, ihm dabei behilflich zu sein.

Man muß hier unwillkürlich wieder an Lessing denken. Von ihm wird bekanntlich erzählt, daß er als Kind am liebsten mit Büchern spielte und daß er, als er in seinem fünften Jahre gemalt wurde und der Maler einen Käfig mit einem Vogel auf dem Bilde anbringen wollte, sich dieses verbeten habe, indem er ausrief: „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein!“ Während er jetzt auf der Fürstenschule zu Weissen in den Freistunden seine lateinischen Lieblingschriftsteller las oder vielleicht schon in Leipzig die Vorträge Ernesti's und Christi hörte, trachtete sein künftiger Freund Moses einige Groschen zu ersparen, um sich eine alte lateinische Grammatik und ein schlechtes lateinisches Lexicon erwerben zu können. Kisch gab ihm dann etwa ein halbes Jahr lang eine Viertelstunde täglich die nöthige Anleitung.

Ein philosophisches Werk mußte es sein, das ihm die Kenntniß der Sprache vermittelte. Er fand bei einem Antiquar eine lateinische Uebersetzung von Locke's „Versuch über den menschlichen Verstand“. Dieses Werk suchte er, wie Nicolai erzählt, „mit unbeschreiblicher Mühe zu entziffern; er schlug jedes Wort,

das er nicht verstand (und das waren die meisten) im Lexicon nach, und schrieb es auf, bis ein paar Perioden da waren. Als dann dachte er über den Inhalt nach. Durch Nachdenken suchte er den Verstand zu errathen; und wenn er ihn gefunden zu haben glaubte, verglich er ihn wieder, soweit seine Kenntniß der Sprache reichte, mit dem Wortverstande“. (Mendelssohns Schriften V, 206.)

Unter den Juden in Berlin zeigten sich damals schon die ersten Spuren des erwachenden neuen Lebens. Am meisten trug hierzu Dr. Gumpertz bei, der sich durch unermüdliches Streben viele wissenschaftliche Kenntnisse angeeignet hatte und mit den angesehensten dortigen Gelehrten und Schriftstellern, besonders auch mit Maupeituis und dem Marquis d'Argens, welchen beiden er eine Zeit lang als Secretär diente, in Verbindung stand*). Durch seinen Umgang gewann Mendelssohn, wie er sich selbst ausdrückte, „Geschmack an den Wissenschaften“. Dr. Gumpertz machte ihn mit der Leibniz-Wolffischen Philosophie bekannt und gab ihm die erste Anleitung zur Erlernung der französischen und der englischen Sprache. Auch führte er ihn zuerst in außerjüdische Kreise ein. So besonders lernte Mendelssohn durch ihn im Jahre 1748 mehrere befähigte junge Leute am Joachimsthal'schen Gymnasium kennen und nahm Antheil an ihren regelmäßigen Zusammentünften, in denen über philosophische Gegenstände verhandelt wurde. Seine Bekanntschaft mit Lessing wurde später ebenfalls durch Dr. Gumpertz vermittelt, der ihn demselben als guten Schachspieler empfahl.

Nach siebenjährigen Entbehrungen kam endlich eine bessere Zeit für Mendelssohn. Im Jahre 1750 trat er als Lehrer in das Haus des Seidenfabrikanten Isaac Bernhard, der bereits darauf bedacht war, seinen Kindern eine bessere als die herkömmliche Erziehung geben zu lassen. Der schwere Druck der Armut war von ihm genommen, und jetzt, in seinem einundzwanzigsten Jahre konnte er sich auch die Hilfsmittel verschaffen, um die Lücken seines Wissens auszufüllen. Mit dem Eintritte in eine

*) Am 8. März 1745, also 2 Jahre nachdem Mendelssohn nach Berlin gekommen war, schrieb der damals zwanzigjährige junge Mann an Gottsched und bat ihn um seinen Schutz.

Familie war auch über seinen künftigen bürgerlichen Beruf entschieden. Den Gedanken an ein rabbinisches Amt hatte er längst aufgegeben. Wie dies damals gewöhnlich der Fall war, hatte er als Hauslehrer wohl auch zuweilen kaufmännische Correspondenzen u. dgl. zu besorgen, und zu Anfange des Jahres 1754 übernahm er bei Bernhard die Stelle eines Buchhalters. Er erlangte bald eine mehr unabhängige Stellung in dem Geschäfte und war dann bis an das Ende seines Lebens als Factor und Disponent desselben thätig. Er widmete sich dem einzigen Stande, den er wählen konnte, entsagte aber damit keineswegs der Wissenschaft, sondern suchte nur sich den Ruhepunkt zu sichern, der ihm die Beschäftigung mit derselben gestatte.

Es ist bedeutsam, daß in Lessing und Mendelssohn sich zwei Männer begegneten, die beide von Jugend auf in der Theologie ihrer Religion herangewachsen waren und mit ihr genährt wurden. Ihr Einfluß wurde um so größer, da sie die Grenzen derselben überschritten, ohne sie von Grund aus zu verneinen. Lessing, in dem eine Hineinigung zur Theologie immer von Neuem erwachte, hätte auf dem religiösen Gebiete keine tiefere Wirkung üben können, wenn er sich nicht durch seine gründlichen theologischen Kenntnisse die Achtung seiner Gegner erzwingen hätte. Noch weniger hätte Mendelssohn, so warm auch die Liebe zu seiner Religion in ihm war, auf die Juden wirken können, wenn ihm nicht die talmudische Gelehrsamkeit zu Gebote gestanden hätte. Wer diese nicht geltend machen konnte und es dennoch wagte, in religiösen Fragen eine Ansicht zu äußern, wurde als „Idiot“ abgewiesen.

Mendelssohn versuchte sich als Schriftsteller zuerst in der hebräischen Sprache und hatte dabei nur die Bildung seiner Glaubensgenossen im Auge. In demselben Jahre, wo durch seinen Eintritt bei Bernhard sich seine äußeren Verhältnisse verbesserten, unternahm er es, gemeinschaftlich mit einem Freunde eine hebräische Wochenschrift*) herauszugeben. So unverfänglich aber auch der Inhalt war, so erregte doch schon das Unternehmen an und für

*) *Koheseletz Musar* (Sittenprediger). Die Blätter wurden später in der ähnlichen Zeitschrift, die unter dem Namen: „der Sammler“ von Schülern und Freunden Mendelssohns herausgegeben wurde, wieder abgedruckt.

sich großen Anstoß. Man ahnte, daß in diesen halb philosophischen, halb poetischen Betrachtungen, die sich von dem rabbinischen Sprachverderbnisse freihielten und die überhaupt von einem bessern Geschmack zeugten, sich ein neuer Geist rege, der eine große Umwälzung hervorrufen könne. Mendelssohn forderte zur Bewunderung der Natur auf und pries ihre Schönheit, in der man die Weisheit und Güte des Schöpfers erkennen möge. Das Judenthum aber, das einst ganz von dem lebendigen Athem der Natur erfüllt war, hatte sich ihr im Laufe trüber Zeiten immer mehr entfremdet; war es möglich, zu ihr zurückzukehren, ohne die bisherige Lebensansicht und alle Verhältnisse völlig umzugestalten? An einen talmudischen Spruch anknüpfend, sprach er nach der Weise der Leibniz-Wolffischen Philosophie über die Vollkommenheit der Welt, in der Alles aufs Beste eingerichtet sei, was doch gewiß eine Grundanschauung des Judenthums ist; aber die philosophische Auffassung konnte leicht, sobald sie sich einmal geltend gemacht hatte, zu gefahrdrohenden Untersuchungen führen. Und wußte man nicht, daß der junge Mann, der sich vermaß, eine derartige Richtung, die man längst verbannt hatte, erneuern zu wollen, sich mit fremdartigen Wissenschaften beschäftigte? Solche und ähnliche Gedanken und Beweggründe, die man sich aber keineswegs klar gemacht hatte, mochten zum Widerstande gegen die versuchte Neuerung antreiben, und Mendelssohn war nicht der Mann, der seine Ueberzeugungen aufdrängte und seine wohlgemeinten Absichten durchzuführen trachtete, wenn die Erfahrung zeigte, daß die rechte Zeit noch nicht gekommen war. Mit dem zweiten Blatte schon ging die Zeitschrift wieder ein.

Mendelssohn mußte noch ganz andere Wege gehen, bevor er zu jenen ersten jugendlichen Bestrebungen zurückkehrte und unmittelbar auf seine Glaubensgenossen zu wirken suchte. Nicht die Bildung der Juden, sondern die Bildung des deutschen Volkes war das nächste Ziel, und an dieser sollte er an der Seite Lessings arbeiten, der dazu berufen war, ein Führer seiner Zeit zu werden. Nicht als hebräischer, sondern nur als deutscher Schriftsteller konnte er die außergewöhnliche persönliche Geltung erlangen, deren er zu seiner Wirksamkeit auf jüdischem Gebiete bedurfte. Der ehemalige Talmudschüler übte den größten Einfluß auf die Juden dadurch, daß er sie die reine deutsche Sprache lehrte.

Zuvor aber mußte er — es lautet beinahe unglaublich — zur Ausbildung eben dieser Sprache und zur Veredlung des Geschmacks in der deutschen Literatur beitragen und deutschen Schriftstellern ein Muster des klaren, faßlichen, bündigen und zugleich amnthigen Ausdrucks, ein Beispiel kunstmäßiger Darstellung schwieriger philosophischer Gegenstände geben. „Mendelssohn, Garve, traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung.“ Mit diesen Worten bezeichnet Göthe (W. XXI, 76) die Wirkung, welche die in seinen Jugendjahren erschienenen, in besserer Sprache geschriebenen philosophischen Schriften hervorbrachten. Wie aber dem jüdischen Weltweisen geschichtlich der Vorrang vor dem jüngern Garve gebührt, so galt die Bewunderung, die er durch seine Schriften hervorrief, zugleich seiner Persönlichkeit. Je mehr dann sein Ruhm sich ausbreitete, desto mehr schwand in gebildeten Kreisen das Vorurtheil gegen die Juden, desto mehr wurden die Juden angeeifert, gleich ihm aus der bisherigen Beschränktheit herauszutreten.

Lessing zeichnete sich durch seine äußerst bestimmt ausgesprochene Eigenart aus; Mendelssohn erreichte eine hervorragende Stellung durch seinen ungewöhnlichen Bildungstrieb und seine bewunderungswürdige Aneignungsfähigkeit. Planmäßig unterrichtet, sagte sich Lessing von der herkömmlichen Methode los, verschmähte aber die Regel nicht, sondern forschte nach der neuen und bessern. Mendelssohn, der sich ohne alle methodische Anleitung gebildet hatte, brachte ihm eine verwandte Stimmung entgegen. Er kam aus einem fremden Kreise der Anschauung; die allgemeine Wissenschaft, das Leben der größern Welt, Alles war ihm neu. Lessing und Mendelssohn begegneten sich als Suchende. Dieser aber war schon an sich mehr zu einem systematischen Verfahren geneigt und hatte daselbe in seiner Jugend so schmerzlich vermißt, daß er jetzt mit aller Kraft bestrebt sein mußte, das Versäumte möglichst nachzuholen. „Ich bin“ — äußerte er in späteren Jahren — „nie auf einer Universität gewesen, habe auch in meinem Leben kein Collegium lesen hören. Dieses war eine der größten Schwierigkeiten, die ich übernommen hatte, indem ich alles durch Anstrengung und eigenen Fleiß erzwingen mußte.“ (V, 526.)

Mendelssohn war Autodidakt. Eine neue Wissenschaft, eine neue Erkenntniß wirkte auf ihn wie ein großes Naturereigniß.

Leicht hätte er in den gewöhnlichen Fehler der Autodidakten, in Einseitigkeit, Weitschweifigkeit und Ueberschätzung der mühsam erlangten Einsicht verfallen können. Daß er nicht halbwayren, blendenden Ideen nachjagte, sondern sich eine möglichst abgerundete, harmonische Bildung aneignete und bescheiden die ihm noch anhaftenden Mängel zugestand — dieses ist es, was ihn groß gemacht hat. Sein sittliches Streben führte ihn den richtigen Weg. Er las, studirte und forschte nur zu seiner Selbstbildung, zu seiner Veredlung, und darum erweiterte und vertiefte sich seine Erkenntniß, wie Lückenhaft sie auch in einzelnen Gegenständen bleiben mußte, immer mehr, je mehr er sich selbst über die Beschränktheit erhob, je entschlossener er sich von Vorurtheilen befreite, je reiner das wahrhaft Menschliche in ihm hervortrat. Mit besonderer Sagacität wußte er aus zusammenhangslosen Elementen, die er zufällig und meist nur auf indirectem Wege in sich aufgenommen hatte, sich ein Ganzes herzustellen und den Umfang desselben vorahnend zu überschauen. Auch der schwächste Keim des Wissens wurde in ihm fruchtbar und entwickelte sich rasch. So bildete er sich gleichsam die Wissenschaft, indem sie ihn bildete. Er trug ihr Lebensprinzip, das stets ein ideales ist, in sich; er strebte nicht nach bloßen Kenntnissen, die er verwerthen wollte, sondern nach Weisheit.

Die religiösen und philosophischen Fragen waren für ihn zugleich persönliche Existenzfragen. Lessings Lebensstellung hing, nachdem er einmal von dem theologischen Berufe abgekommen war, nicht unmittelbar von seinen religiösen Ueberzeugungen ab. Mendelssohn hingegen mußte um seiner Religion willen auf alle bürgerlichen Rechte, auf einen seinen Kräften entsprechenden Wirkungskreis, auf die unmittelbare Betheiligung an den vaterländischen Bestrebungen verzichten und fühlte sich sogar in der Ehre des Menschen verleßt. Er hing zu innig an seiner Religion und an seinen Glaubensgenossen, als daß je auch nur entfernt ein Gedanke an den Uebertritt ihn hätte versuchen können. Aber er mußte doch diese Pietät vor sich selbst rechtfertigen und über die nächste Aufgabe der Gesamtheit, mit der er so fest verwachsen war, ernstlich nachdenken. In dem wichtigsten Momente seines spätern Lebens, als Lavater die bekante öffentliche Aufforderung an ihn richtete (1769), konnte er mit Recht sagen:

„Die Pflicht, meine Meinungen und Handlungen zu prüfen, habe ich gar frühzeitig erkannt, und wenn ich von früher Jugend an meine Ruh- und Erholungstunden der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften gewidmet habe, so ist es einzig und allein in der Absicht geschehen, mich zu dieser so nöthigen Prüfung vorzubereiten. Andere Bewegungsgründe kann ich hiezu nicht gehabt haben. In der Lage, in welcher ich mich befand, durfte ich von den Wissenschaften nicht den mindesten zeitlichen Vortheil erwarten. Ich wußte gar wohl, daß für mich ein glückliches Fortkommen in der Welt auf diesem Wege nicht zu finden sei. . . . Der Stand, welcher meinen Glaubensbrüdern im bürgerlichen Leben angewiesen worden, ist so weit von aller freien Uebung der Geisteskräfte entfernt, daß man seine Zufriedenheit gewiß nicht vermehrt, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt. . . . Wer die Verfassung kennt, in welcher wir uns befinden, und ein menschliches Herz hat, wird hier mehr empfinden, als ich sagen kann.“ (III, 40.)

Die Zeit, wo die Juden ihre bürgerliche Gleichberechtigung fordern konnten, war noch lange nicht gekommen; aber in dem großen Reiche der Humanität, wo jede redliche Ueberzeugung geehrt wird und jede Besonderheit ihre Geltung hat, konnten auch die Verachteten sich ansiedeln, die man mit Hohn zurückgewiesen hätte, wenn sie verlangt hätten, als ebenbürtige Söhne des Vaterlandes anerkannt zu werden. Wollten sie dort Aufnahme finden, so mußten sie es wagen, trotz den tief eingewurzelten Vorurtheilen, denen sie bei jedem Schritte begegneten, aus ihrer Abschließung herauszutreten und überall, wo ihnen auch nur ein beschränkter Raum gegönnt wurde, das allgemein Menschliche zu pflegen. Dieses war das Ziel, das Mendelssohn sich und seinen Glaubensgenossen setzte. Im Grunde aber fanden die deutschen Juden in jener idealen Welt auch zugleich das Vaterland. Die Männer aus ihrer Mitte, die ihnen den Weg zeigten, fühlten sich in ihrem Streben innig verbunden mit den Edelsten und Besten des deutschen Volkes. Aus der Idee der Menschheit verjüngte sich damals das deutsche Geistesleben. Die neue Literatur hatte beinahe durchweg einen kosmopolitischen Charakter. Indem sie sich zur allgemeinen Weltliteratur entfaltete, trat in ihr das innerste Wesen des deutschen Volksgestes hervor, dessen Eigen-

thümlichkeit eben in dieser allseitigen Anerkennung und Aufnahme des Menschlichen besteht. Erst nachdem sie diese ihre schönste Blüthe getrieben hatte, konnte die Frucht reifen, konnte eine nationale und vaterländische Richtung in der engern Bedeutung des Wortes hervortreten.

Es war eine eigenthümliche Erscheinung der Zeit, daß Gleichstrebende sich in dem geheiligten Bunde der Freundschaft vereinigten. Die Männer, die das neue deutsche Geistesleben erweckten, entbehrten jeder äußern Stütze und waren daher um so mehr darauf hingewiesen, sich gegenseitig zu halten und anzuregen. Alles beruhte zuletzt auf dem Persönlichen, und diejenigen, die sich an die Spitze stellten, trachteten um so mehr nach sittlicher Würdigkeit, je mehr sie sich ihrer Aufgabe bewußt waren. Es sollte gezeigt werden, daß freies Denken und Frivolität wohl zu unterscheiden wären. Der leichtfertigen und oberflächlichen französischen Richtung sollte der deutsche Ernst und die deutsche Gründlichkeit entgegenreten.

Lessing, der ein Feind jeder Ausschließlichkeit war, ging seinen eigenen Weg, förderte aber Jeden, dessen Streben achtungswerth erschien. Als ihm der schüchterne Moses begegnete, der bisher auf einsamen Pfaden einhergegangen war und dennoch selbstbewußt seinem Ziele nachstrebte, ermunterte er ihn und wurde ihm ein Freund und Führer. Dieser einfache Act der Humanität belohnte sich durch die großartigsten Folgen.

Man betrachtet Lessing und Mendelssohn gewöhnlich als Altersgenossen und meint, daß sie sich deshalb um so leichter an einander anschließen mochten. Obschon aber Lessing sogar um mehrere Monate älter war, so war und blieb er doch dem Manne gegenüber, der die verlorene Jugend nachzuholen hatte, weitaus der Jüngere, und es läßt sich nicht denken, daß sie mit einander verkehrten, wie sonst junge Männer mit einander zu verkehren pflegen, schon um des jüdischen Ceremonialgesetzes willen, das Mendelssohn mit größter Strenge beobachtete. An Entfaltung und Entbehrung gewöhnt, machte dieser nur höchst mäßige Ansprüche an das Leben. Wie sehr auch Lessing sich in der Welt umgesehen hatte, so war doch Mendelssohn, der kaum angefangen hatte, sie kennen zu lernen, in einem gewissen Sinne viel reifer und erfahrener. Von einer tiefsten Grundanschauung ausgehend, die auf die höchsten Zwecke des Daseins gerichtet war, seinem ganzen

Naturrell und seinem Bildungsgange nach zum abstracten Denken geneigt, schätzte er die Dinge rein nach ihrer sittlichen Bedeutung und hatte er sich die allgemeinen Ergebnisse der Erfahrung vorweg angeeignet. Anders der geniale Freund, der zwar ebenfalls schon in früher Jugend nach allgemeinen Grundsätzen strebte (XI, 1 ff.) und sich von Irrthümern und Einseitigkeiten frei zu machen suchte, aber vermöge seines auf das Reale gerichteten dichterischen Geistes sich ganz in das wirkliche Leben versenkte und sich dem augenblicklichen Eindrücke hingab. Was wollte er von dem körperlich schwachen und unansehnlichen jüdischen Denker, der sich zwar die innere Heiterkeit bewahrt hatte, aber doch von einem frohen Jugendmuth weit entfernt war, den er überdies durch seine Begabung und sein Wissen, wie durch das Ansehen, das er als Schriftsteller genoß, weit überragte?

Er achtete den Mann, der sich dem Drucke entwand, und Hochachtung war bei ihm Freundschaft (XII, 242). Ja, er ordnete sich ihm gewissermaßen unter, wie man sich einem Weisern und Bessern unterordnet. „Möchte ich Ihrer Wahl so würdig sein, als Sie der meinigen sind“, schrieb er ihm am 21. Januar 1756. „Werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie nicht müde werden, mich zu lieben“, schloß er den ausführlichen Brief vom 18. December desselben Jahres*).

Wir besitzen aus der spätern Zeit von Lessing selbst eine Schilderung seines freundschaftlichen Verkehrs mit einem jugendlichen Wahrheitsforscher, bei der er gewiß auch an seinen Umgang mit Mendelssohn dachte. Er gab (1776) die hinterlassenen philosophischen Aufsätze des unglücklichen jungen Jerusalem heraus**),

*) Danzel (I, 389) wollte in Lessings Brief vom 18. Nov. 1756 eine „seine Zurechtweisung“ finden und suchte dieses mit der Vermuthung zu begründen, daß Mendelssohn sich dieselbe durch eine Aeußerung zugezogen habe, die in einem Briefe enthalten war, den wir nicht mehr besitzen. Lessing antwortete aber bloß auf das Schreiben vom 2. August, und seine halb scherzhaften Worte, die eine Art Selbstironie enthalten, können nur als Beweis seiner Hochachtung für Mendelssohn gelten. Auch die von Danzel aus einem Briefe vom Jahre 1757 (XII, 102) angeführte Aeußerung zeugt nur von der achtungsvollsten Freundschaft.

***) Wie Guhrauer (Fortsetzung des o. a. Werkes von Danzel, II, b, 98) nachgewiesen hat, protestirte Lessing damit indirect gegen die 1774 erschienenen „Leiden des jungen Werther“.

und begleitete dieselben mit einer Vorrede, in der er ein Bild des Freundes entwarf und u. A. bemerkte: „Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von Einer Seite kennen. — Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle übrige schließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bei ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachlässigt. — Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwichte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte. — Da wir einander selten, oder nie, als unter vier Augen sprachen: so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Näheste brachte uns immer auf das Entfernteste. . . . In solchen Gesprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth, als der Fang; und Uneinigkeit, die bloß daher entsteht, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache, und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.“ (X, 1. 2.) Diese Worte erinnern an den berühmten Ausspruch, den man anführen wird, so lange der Name Lessings nicht vergessen ist: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz — — Wenn Gott in

seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! Ich siele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ (X, 49 f.)

Bei Lessing zeigt sich die Einheit des geistigen und des sittlichen Lebens in der seltensten Weise. Die Humanität, wie er sie verstanden, seinem Volke verkündet und gegen die Individuen geübt hat, war zugleich der tiefinnerste Grund seiner ganzen Lebensansicht. Humanität und Wahrheitsliebe waren bei ihm eins und dasselbe. Er rühmte sich der „besondern Gabe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken“, und sagte, er sei stolzer darauf, als auf alles, was er wisse und könne (XII, 263). Wie die Dinge, betrachtete er auch die Menschen. Da die Wahrheit uns nicht von Außen gegeben werden kann, sondern die Frucht der eigenen Arbeit sein muß, und da Niemand sagen darf, er sei im vollen Besitze der Wahrheit, so achtete er jede redliche Ueberzeugung und lehrte Duldung im umfassendsten Sinne. Ja, er ging so weit, zu bestreiten, daß je ein Mensch aus Absicht dem Irrthume anhänge. „Will denn“ — rief er aus — „eine Classe von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wesentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist.“*) Seine Humanität war die strenge Gerechtigkeit.

Er selbst war der unbestechliche Anwalt der Wahrheit und trat für sie in die Schranken, wo er irgendwie ihre Rechte verkannt glaubte. Mit allem Scharfsinne, der ihm zu Gebote stand, zerstreute er die Vor-

*) Unmittelbar vorher heißt es (X, 49): „Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste edelste Wahrheit aus Vorurtheil, mit Verschreitung seiner Gegner, auf alltägliche Weise vertheidiget.“ Von sich selbst sagte Lessing: „Ich meine mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein Anderer entdeckt, als wenn ich sie selber entdecke.“ (XII, 174.) Alle Aussprüche dieser Art beruhen auf seiner philosophischen Grundanschauung. Erweckung der Selbstthätigkeit betrachtete er auch als die wesentliche Eigenschaft der Poesie.

urtheile, die sie verdunkelten, mit unerbittlicher Dialektik spürte er den Irrthum auf, um ihn mit treffenden Beweisen und — wo es nöthig war — mit geistlichem Witz zu verfolgen. Die Gegner mußten ihm Rede stehen, wie sehr sie auch auszuweichen suchten; er wußte die Zeugen aus den entferntesten Gebieten der Wissenschaft herbeizurufen und sie auszuforschen und reden zu lassen; und wenn er dann mit der scheinbar kältesten Besonnenheit und Ueberlegung, Schritt vor Schritt sich dem Ziele genähert hatte, so flammte sein Geist auf und strahlte in ungeahntem Glanze, um die siegende Wahrheit in ihrer Majestät zu enthüllen, und wallte sein großes edles Herz empor, um das Unrecht und alles Niedrige und Gemeine mit tiefer sittlicher Entrüstung abzuweisen und die Menschheit in ihre gekränkten Rechte einzusetzen. In solchem Kampfe waren alle seine Kräfte thätig, weil seine innerste sittliche Natur ihn dazu antrieb. Seine Streitschriften, sowie andere Schriften, deren Gegenstand für uns kein eigentliches Interesse mehr darbietet, haben deswegen noch einen so eigenthümlichen Reiz für uns, weil er uns in dramatischer Weise durch die Untersuchung hindurchführt, uns dieselbe miterleben, uns die Wahrheit selbst entdecken und uns die Freude an ihr empfinden läßt, so daß wir uns dann geistig befreit und gestärkt, sittlich geläutert und gehoben fühlen. Er hat die Methode der geistigen Befreiung geschaffen.

Im Mai 1754 gab Lessing den dritten und vierten Band seiner Schriften heraus. Dieselben enthielten „Nettungen“ und die beiden Lustspiele: „der junge Gelehrte“ und „die Juden“.

Die „Nettungen“ waren aus seinen Studien in Wittenberg hervorgegangen. In der „Nettung des Cardanus“ verteidigte er diesen gegen den Vorwurf der Gottlosigkeit, begann aber dabei bereits gegen die herrschende Ansicht von der ausschließlichen Berechtigung eine einzigen Religion anzukämpfen. Cardanus hatte die verschiedenen Religionen, nämlich die heidnische, jüdische, mohamedanische und christliche Religion im Streite gegen einander vorgeführt und wurde beschuldigt, daß er den Streit für unentschieden erklärt habe. Lessing suchte zu zeigen, daß er vielmehr für die christliche Religion Partei ergriffen habe, und daß sowohl die Juden als die Mohamedaner ihre Religion viel besser verteidigen könnten, als dies von Cardanus geschehen sei. „Ich behaupte“, bemerkte er, „er sei mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als

mit der christlichen; die übrigen alle hat er mit den aller schlechtesten Gründen unterstützt, und mit noch schlechtern widerlegt.“ Von der jüdischen Religion sagt dann Lessing: „Wider diese läßt er die übrigen drei den Einwurf machen, daß Gott dasjenige nicht hätte gefallen haben, was er habe lassen untergehen. Ist sie denn untergegangen, die jüdische Religion? . . . Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben, unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wenn er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen sein? . . . In alle Winkel der Welt zerstreuet, und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt, sind wir noch eben die, die wir vor tausend und viel mehr Jahren gewesen sind. . . Fahrt mir fort uns zu plagen; machet der Bedrängnisse kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr suchet. Er (Gott) hat ein *sonnet**) gesprochen; und was er spricht, ist wahr. . . .“ Ausführlicher läßt er den Muhamedaner sprechen, der sich keineswegs auf die bloße Vertheidigung beschränkt. Dieser ruft u. A. dem Cardanus zu: „Wirf einen Blick auf sein (Muhameds) Gesetz! Was findest du darinne, das nicht mit der allerstrengsten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung. . . . Weist du also, was dir obliegt, wann du wider uns streiten willst? Du mußt die Unzulänglichkeit unserer Behauptungen beweisen! Du mußt beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu keimen und tugendhaft zu sein; oder wenigstens daß ihm beides die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward!“ (IV, 57 ff.)

Das Lustspiel „die Juden“ hatte Lessing im Jahre 1749; also bereits während seines ersten Aufenthaltes zu Berlin geschrieben. In demselben findet sich eine Stelle, aus der sich die Zeit der Abfassung genauer bestimmen läßt. Lessing läßt den verbrecherischen Vogt von den Juden sagen: „So viel als ihrer sind, keinen ausgenommen, sind Betrüger, Diebe und Straßenräuber. Darum ist es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. . . . Wenn

*) Anspielung auf die Worte: „Siehe, er sei in deiner Hand, doch schon seines Lebens“ (Job 2, 6), welche von L. vorher angeführt werden.

sie der liebe Gott nicht selber haßte, weswegen wären denn nur vor Kurzem, bei dem Unglücke in Breslau, ihrer bald noch einmal so viel als Christen geblieben? Unser Herr Pfarrer erinnerte das sehr weislich, in der letzten Predigt.“ (I, 308.) Dieses bezieht sich auf eine schreckliche Zerstörung, welche in Breslau, wenn wir nicht irren,*) am 21. Juni 1749 stattfand, indem ein Blitzstrahl den Pulverturm entzündete. Kam es vor, daß man, wie wir durch Lessing erfahren, sogar einen so traurigen Anlaß benötigte, um von der Kanzel herab auf die liebloseste Weise über die Juden zu urtheilen, so mußte der menschenfreundliche Dichter sich um so mehr angetrieben fühlen, für die Unglücklichen in die Schranken zu treten.

Ueber die Tendenz des Lustspiels hat sich Lessing bei der Herausgabe deutlich ausgesprochen. „Es war“ — sagte er von demselben in der Vorrede — „das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehemals so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jezo zweifelt man, ob ein ehelicher Mann unter ihm anzutreffen sei? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet.“ (IV, 4 f.)

Ein Wutsbesitzer (der Baron) wird von zwei Räubern angefallen, die sich als Juden verkleidet hatten. Ein unbekannter Reisender kommt ihm zu Hilfe und rettet ihn. Jederman glaubt, nur Juden könnten eine solche That verübt haben, obschon dieses durchaus unwahrscheinlich ist, da sie nicht in der Gegend wohnen dürfen. Und wer waren die Diebe? Die eigenen Leute des Wutsherrn, der Schulze und der Vogt desselben. Zur größten Ueberraschung Aller aber gibt sich der Reisende, der durchaus edel handelt und sich sogar Vorwürfe darüber macht, daß er

*) Wir entnehmen das Datum vorläufig einem unzuverlässigen Hilfsmittel, wo (durch einen Druckfehler) sich zwei von einander abweichende Zeitangaben finden.

einen noch nicht hinreichend begründeten Verdacht gehegt und ausgesprochen habe*), als Jude zu erkennen.

Dieses ist bekanntlich der Verlauf der Handlung, bei welcher der Zuschauer im Voraus über den eigentlichen Sachverhalt aufgeklärt wird. Das Stück zielt zunächst nicht, wie man gewöhnlich annimmt, darauf hin, religiöse Toleranz zu lehren, sondern soll nur zeigen, wie ungerecht und thöricht es sei, wenn man von einer ganzen Classe von Menschen, wie namentlich von den Juden, nur Böses voraussetze, ohne jeden einzelnen Fall zu untersuchen. Ein derartiges Vorurtheil ist schon an sich verwerflich, weil wir weder logisch noch sittlich zu einem solchen allgemeinen Schlusse berechtigt sind, wenn auch noch so viele Erfahrungen uns zu demselben veranlaßt hätten. Wäre es auch nur ein Einziger, der eine Ausnahme machte — und das ist doch immerhin möglich — so hätten wir mindestens diesem Einzigen Unrecht gethan. Wie aber gar, wenn die Vergehen der Wenigen stets der Gesammtheit zur Last gelegt werden? Und verblendet nicht das Vorurtheil die Menschen in dem Grade, daß sie ohne alle Prüfung auch da, wo nicht der entfernteste Grund dazu vorhanden ist, sich zu den gehässigsten Beschuldigungen verleiten lassen? Die edelsten Tugenden bleiben unbeachtet, während die Fehler, die vielleicht durch die Verhältnisse zu entschuldigen wären — durch Verhältnisse, die wohl gar von den grausamen Richtern selbst herbeigeführt wurden — aufs härteste beurtheilt werden. Und sind diese Richter selbst denn frei von allen Fehlern?

„D wie achtungswerth wären die Juden, wenn sie alle Jhnen gleichen!“ sagt der Baron zu dem edelmüthigen Juden. „Und wie lebenswürdig (d. h. der Liebe würdig) die Christen, wenn sie alle Jhre Eigenschaften besäßen!“ antwortet dieser dem gleichfalls edelmüthigen, aber zu sehr nach dem Scheine urtheilenden Manne.

Die Tendenz des Lustspiels ergibt sich von selbst, wenn man den Titel desselben richtig betont. Lessing wollte die gegen die Juden herrschende allgemeine Stimmung klären. Diese Stimmung spricht sich in dem Pöbelgeschrei: „Die Juden!“ aus, das auch

*) Lessing wußte wohl nicht, daß er den Juden damit einen Grundsatz der kalmudischen Moral befolgen ließ.

die Gebildeten häufig genug hören ließen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er seinem Lustspiele anfangs den Titel: „Der Jude“ geben wollte*), eben weil es ein einzelner Jude ist, dessen gute Eigenschaften hervortreten, daß er aber dann die allgemeine Bezeichnung wählte, um der vorurtheilsvollen Erwartung der öffentlichen Meinung eine wohlthätige Ueberraschung zu bereiten und ihr die Anerkennung einer glänzenden Ausnahme abzugewinnen.

Man mag über den poetischen Werth dieser Jugendarbeit urtheilen, wie man will; Lessing hat mit derselben bereits die Frage von der Gleichberechtigung verschiedener Religionen berührt. „Sollen Treu und Glauben unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleichviel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt, und beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die andere zu verfolgen?“ läßt er den Juden sagen. Es ist erstaunlich, mit welchem feinen Gefühle er sich in die Lage einer unterdrückten Volksclasse zu versetzen wußte. Die Juden waren der Gegenstand einer seiner ersten besseren Dichtungen, und ein Jude ist der Hauptcharakter seines großen Drama's.

Diejenigen Juden, die an eine Besserung der traurigen Zustände dachten, hätten sich über Alles eher hinwegsetzen mögen, als über den moralischen Druck. Sie wählten das edelste Mittel des Kampfes. Sprach man den Juden alle Sittlichkeit ab, so war die Aufgabe derselben um so schwieriger, aber auch um so größer. Die Juden sollten — so dachten Männer wie Dr. Gumperz und Mendelssohn — die höchsten Anforderungen an sich selbst stellen, damit das Vorurtheil durch ihre unbestreitbare Tugend widerlegt werde. An dem Schilde einer makellosen Persönlichkeit sollten die Pfeile des Hasses und der Verleumdung abprallen. Der Jude sollte an das bessere Gefühl in den Herzen der Menschen glauben, wie sehr diese Herzen sich auch vor ihm

*) Wir schließen dieses aus einer Ankündigung in der Jenaischen gelehrten Zeitung, die Danzel (I, 116) mitgetheilt hat. Doch meinen wir damit nicht, daß Lessing die oben angedeutete Betonung unmittelbar beabsichtigte. Er erreichte seinen Zweck, wenn er, wie wir bemerkt haben, die vorauszusetzende Erwartung der Zuschauer auf den Punkt lenkte, wo er ihr begegnen wollte.

verschlossen hatten; er sollte in dem Gegner den Menschen suchen und sich ihm als ebenbürtig zu erkennen geben. Mendelssohn trug seinen Bart, an dem man sogleich den Juden erkannte. Andere aber mochten, wie der Reisende in dem Stücke, in gewissen Fällen ihre Religion verheimlichen, um sich nicht im Voraus der falschen Beurtheilung auszusetzen; ein Bestreben, das zu manchen unwürdigen Erscheinungen führte. Welchen Beifall hätte Lessing ernten können, wenn er ein solches Zerrbild auf die Bühne gebracht hätte! In seinen Augen wäre dies ein Frevel gewesen. Er schilderte einen edlen Juden, der anfangs — freilich schlecht genug *) — seine Religion verbirgt, um das Vorurtheil gegen seine Glaubensgenossen desto eher überwinden zu können. Den Feind durch Edelmuth zu bestegen, das entsprach ganz dem großartigen Charakter Lessings, das war ihm, wie er sich in einem Briefe an den Vater äußerte (30. Mai 1749, XII, 13), „eins der vornehmsten Gebote des Christenthums.“ — „Zu aller Vergeltung — erklärt der Jude in dem Lustspiele dem Manne, der ihm seinen Dank bezeigen will — bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinen Brüdern etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion schäme. Nein! ich sah aber, daß Sie Neigung zu mir, und Abneigung gegen mein Geschlecht hatten. Und die Freundschaft eines Menschen, er sei wer er wolle, ist mir allezeit unschätzbar gewesen**).“

Um zu ermesen, wie weit Lessing seinen Zeitgenossen vorgeeilt ist, muß man das Urtheil lesen, das ein wohlwollender Kritiker wie J. D. Michaelis über das Lustspiel: „die Juden“ fällt. Dieser bemerkte in den Göttinger gelehrten Anzeigen: „Der

*) In dem Charakter des Reisenden sollte alles Unwürdige dadurch vermieden werden, daß er seine Religion bloß verschweigt. Damit man nicht sagen könne, er sei kein Jude, ließ ihn Lessing auch das Ceremonialgesetz beobachten (die vorkommenden Verstöße gegen dasselbe sind der ungenügenden Kenntniß des Dichters zuzuschreiben) und in Gegenwart des Bedienten allerlei Gebräuche üben, die eigentlich seine Religion hinreichend zu erkennen gaben.

**) So lauten die Worte in der ersten Ausgabe (Zachman-Maltzahn'sche Ausg. I, 388).

Endzweck dieses Lustspiels ist eine sehr ernsthafte Sittenlehre, nämlich die Thorheit und Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu zeigen, womit wir den Juden meistentheils begegnen. Man kann daher dieses Lustspiel nicht lesen, ohne daß einem die mit gleichem Endzwecke gebichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, die in Herrn Gellerts schwedischer Gräfin steht, beifallen muß. Bei Lesung beider aber ist uns stets das Vergnügen, so wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen worden. . . . Der unbekannte Reisende ist in allen Stücken so vollkommen gut, so edelmüthig, so besorgt, ob er auch etwa seinem Nächsten Unrecht thue und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich ist, daß unter einem Volke von den Grundsätzen, Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft, oder wenigstens mit Malsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, ein solches edles Gemüth sich gleichsam selbst bilden könne. Diese Unwahrscheinlichkeit stört unser Vergnügen desto mehr, je mehr wir dem edlen und schönen Bilde Wahrheit und Dasein wünschten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit findet sich unter diesem Volke so selten, daß die wenigen Beispiele davon den Haß gegen dieselbe nicht so sehr mindern, als man wünschen möchte. Bei den Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum wenigsten der größte Theil derselben angenommen hat, ist auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, sonderlich da fast das ganze Volk von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung zum Betruge gibt, als andere Lebensarten.“

Diese Worte mußten im Kreise der aufstrebenden Juden die größte Entrüstung erregen. Mendelssohn hatte sich von keiner Schwierigkeit, von keinem Hindernisse zurückschrecken lassen, um unablässig an der Bildung und Veredlung seiner selbst zu arbeiten, und nun sollte es „allzu unwahrscheinlich“ sein, daß ein Jude von einem solchen Streben erfüllt sei, daß ein feineres Zartgefühl ihn von jedem Unrechte gegen seinen Nächsten abhalten könne, daß er namentlich gegen einen Christen vollkommen edelmüthig handeln könne, und dieses hauptsächlich aus dem Grunde, weil die — Christen ihn mißhandeln. Der Gesamtheit

wird selbst die mittelmäßige Tugend abgesprochen; ihre Sittenlehre (d. h. zuletzt ihre Religion), ihre Beschäftigung, zu der die Christen sie zwingen, macht „eine allgemeine Nedslichkeit kaum möglich.“ Die einzelnen Ausnahmen können den Haß gegen die Juden nur unmerklich mindern, und wenn der Dichter ein seltenes Beispiel von Edelmut, das also doch seine Wahrheit hat, herausgreift, um das allgemeine Vorurtheil zu schwächen, so möchte man zwar „dem schönen und edlen Wilde Wahrheit und Dasein“ wünschen, wird aber in der Freude an demselben gestört, weil es eben unwahrscheinlich ist. Nirgends eine Hoffnung, nirgends eine Aussicht auf bessere Zeiten. Mendelssohn hatte sich in das Heiligthum der Wissenschaft und der Bildung geflüchtet, und nun mußte er auch dort die Stimme der alten Verachtung hören. Wie sehr hatte Lessing verstanden, was in der Seele der Bedrückten vorging, er hatte sie ermuntert und ihre Angelegenheit zu einer allgemeinen Frage der Humanität gemacht. Man aber bezeugte man ihnen einiges Mitleid, äußerte seine guten Wünsche, erklärte es jedoch für unmöglich, daß diese in Erfüllung gehen, sprach den Unglücklichen die Zukunft ab. Nichts empört das Gemüth des Menschen mehr, als die Perversion, welche die Gründe, die im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit angeführt werden müssen, zwar anerkennt, aber gegen die Sache wendet, der sie dienen sollten. Hätte Michaelis sich auf die ästhetische Kritik beschränkt, so würde es sich einfach um das Lustspiel gehandelt haben; er verließ aber seinen Standpunkt und ging zu einem lieblosen Urtheile über die Juden selbst über, als wollte er — was jedoch gewiß nicht seine Absicht war, — die Wirkung stiften, welche die humane Dichtung im Leben üben konnte.

Lessing antwortete ihm in der „theatralischen Bibliothek“ (IV, 217 ff). Er unterschied zwischen den beiden Fragen: „ob erstens ein rechtschaffener und edler Jude“ an und für sich etwas Unwahrscheinliches sei; und ob zweitens es dem Verfasser gelungen sei, das Bild, das er von einem solchen Juden gegeben, wahrscheinlich zu machen. „Es ist offenbar — fügte er hinzu — „daß der eine Punkt den andern hier nicht nach sich ziehet; und es ist eben so offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit setzen dürfte, wenn ich die Menschenliebe

nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bei diesem, als bei dem erstern verlieren wollte.“

Er verteidigte zunächst die Dichtung als solche, und zwar hauptsächlich damit, daß er nachzuweisen suchte, wie er den Charakter des Reisenden wahrscheinlich gemacht habe, indem er ihn in solche Umstände versetzte, welche die gewöhnlichen Folgen der Unterdrückung beinahe ganz aufheben. Dabei sprach er das schöne Wort aus: „Nesthet man darauf, daß Reichthum, bessere Erfahrung, und ein aufgeklärter Verstand nur bei einem Juden keine Wirkung haben könnten: so muß ich sagen, daß dieses eben das Vorurtheil ist, welches ich durch mein Lustspiel zu schwächen gesucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß fließen kann, und die Juden nicht bloß zu rohen Menschen macht, sondern sie in der That weit unter die Menschheit setzt.“ Er wies auch darauf hin, daß es seine Aufgabe war, eine Ausnahme zu schildern, und bemerkte: „Ich sage es gerade heraus: noch alsdann, wenn mein Reisender ein Christ wäre, würde sein Charakter sehr selten sein, und wenn das Seltene bloß das Unwahrscheinliche ausmacht, auch sehr unwahrscheinlich.“ —

Nachdem er so bereits auf den Punkt gekommen war, der ihm der wichtigste war, ließ er einen Juden, der nicht bloß ein Geschöpf der Phantasie war, aus seiner Verborgenheit hervortreten und dem Manne antworten, der seine Fähigkeit zur sittlichen Bildung bezweifelt hatte, einen Juden aus dem wirklichen Leben, der den Juden in der Dichtung weit übertraf. Diesen Juden führte Lessing mit den Worten ein: „Ich will lieber hier einen Andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so wichtigen (geistreichen), als gelehrten und rechtschaffenen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bei Gelegenheit der Göttingischen Erinnerung an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben.“ Der Jude, dessen Brief Lessing mittheilte, war Moses Mendelssohn, der zwar seinen Namen nicht nannte, aber wenige Jahre nachher schon in weiten Kreisen bekannt war und allgemein geehrt wurde. Der Freund, an den er schrieb, war Dr. Gumpertz.

Es war ein Schmerzensschrei, den der sanfte, aber tief gekränkte Mendelssohn vernehmen ließ. „Ist es“, rief er aus, „nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch grausame Verleumdungen gerechtfertigt werden? — Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen. . . . So ist alle unsere Sittlichkeit dahin! So regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgeheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist Du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben! — Ich gebe einem Jeden zu bedenken — redete er den Freund an — ob Sie nicht die Rolle des Juden im Schauspiel übernommen hätten, wenn Sie auf ihrer gelehrten Reise in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja, ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edlen Gemüthern anzuführen.“

Mendelssohn fühlte auch den Grundfehler der Dichtung heraus. Lessing hat in derselben ein Bild ohne Schatten gegeben. Es bedurfte dessen nicht, weil dieser Schatten, nach der Meinung der Zuschauer und Leser, die hier als mitwirkend gedacht werden müssen, nur allzu groß war. Aber einen bleibenden poetischen Werth kann das Stück nicht haben. Seine Bedeutung mußte immer schwächer werden, je mehr das Licht der Zeit siegte. Wer nichts von der Verachtung der Juden wußte, für den würde, wie Mendelssohn richtig bemerkte, das Stück nicht das geringste Interesse haben. „Die guten Leute, wird er bei sich denken müssen, haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen sind.“

Dr. Gumpertz hatte auf den Brief Mendelssohns geantwortet. Lessing veröffentlichte diese Antwort nicht, weil sie zu heftig war. Er bemerkte dieses und schloß mit den Worten:

„Man kann es mir . . . gewiß glauben, daß beide Correspondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben.“

Daß Michaelis sich zu seiner verlegenden Aeußerung verleiten ließ, war bloß der Befangenheit zuzuschreiben. Er war Einer der Ersten, die den Geist Lessings erkannten, und die beiden Männer traten einander immer näher. Nachdem Mendelssohn als philosophischer Schriftsteller hervorgetreten war, bildete sich durch die Vermittelung Lessings auch zwischen ihm und Michaelis eine freundschaftliche Beziehung. Als Lessing diesem das erste Stück der „theatralischen Bibliothek“ zusandte, welches die Erwiederung auf die Recension des Lustspiels enthielt, schrieb er ihm: „Nur des eingerückten Briefes wegen bin ich wirklich in Sorgen. Wenn einige anstößige Ausdrücke darin vorkommen sollten . . . , so bitte ich beständig auf den Verfasser zurückzusehen. Er ist wirklich ein Jude; ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie, eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im Voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reise kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seines gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und seine philosophische Geist läßt mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erstern nichts, als seine Irthümer fehlen werden“. (XII, 27.)

Das Lustspiel: „Die Juden“ war ein Vorläufer des „Nathan“. Wir können nicht von Lessing scheiden, ohne uns zuvor noch einen flüchtigen Ausblick in diese Welt des Lichtes und der Liebe zu gestatten.

Man hat auch den Charakter eines Nathan für unmahrscheinlich erklärt, weil es undenkbar sei, daß im zwölften Jahrhundert ein solcher Mann aus dem in sich abgeschlossenen, starren Judenthume hervorgegangen. Lessing hätte aber die Zeit und den Schauplatz seines Drama's nicht glücklicher wählen können. Ein Jude, derselbe Maimonides, in dessen Werk sich Mendelssohn schon

in früher Jugend vertiefte, war Arzt am Hofe des Sultans Saladin. Wie Mendelssohn für seine Zeit, so zeugt der große Lehrer desselben für die seinige. Außer dem „Führer der Verirrten“ und andern Schriften in hebräischer und arabischer Sprache, verfaßte er auch ein Werk über das ganze talmudische Gesetz, das noch heutigen Tages bei allen Männern dieses Faches, auch bei denen, die ganz der herkömmlichen Richtung folgen, ein besonders hohes Ansehen genießt. In diesem Werke findet sich (nach einer ältern, nicht mehr genau nachzuweisenden Quelle) der Satz: „Die Frommen aller Religionen gelangen zur ewigen Seligkeit“. (Buße III, 5.) Als man bei Maimonides anfragte, ob die Muhamedaner (der Kaaba wegen) als Götzendiener zu betrachten seien, sprach er seinen größten Unwillen über eine solche Aeußerung aus. „Diese Ismaeliten,“ antwortete er, „sind durchaus keine Götzendiener. Jede Spur des Götzendienstes ist aus ihrem Herzen und ihrem Bekenntnisse verschwunden; sie bekennen die vollkommenste Einheit Gottes in ihrer ganzen Wahrheit. Wenn sie auch uns verlästern, so dürfen wir ihnen nicht damit vergelten, daß wir auch Verleumdungen über sie aussprechen. Der Ueberrest Israels soll kein Unrecht thun und keine Lügen reden*). Sollte auch ihr jetziges Gotteshaus einst ein Göztempel gewesen sein und wäre auch ein Göze in demselben verborgen, dem einst ihre Väter dienten, so würde dies die Sache nicht ändern, da diejenigen, die sich jetzt dort niederwerfen, ihre Herzen zu Gott wenden und Alles auf die Gedanken und die Absicht des Menschen ankonmt“**).

Mendelssohn urtheilte über Lessings „Nathan,“ daß er dem Christenthume zur Ehre gereiche. Ebenso äußerte er (in dem Briefe gegen Michaelis), daß man das Christenthum herabwürdige, wenn man es damit stützen wolle, daß man den Juden die Fähigkeit zum Guten abspreche. Er hat damit das tiefere und positive Princip der Gewissensfreiheit angedeutet. Um ihrer eigenen Ehre willen, um das Höchste und Heiligste, was Menschen fühlen können, nicht zu entweihen, in welcher Form es auch seinen Ausdruck

finde, soll eine Religion die andere achten. Verfolgt die eine Schwester die andere, so kämpft sie zugleich gegen die gemeinsame Mutter, gegen die innere Ueberzeugung und das edle Gefühl des Herzens. Wer diese in dem Andern nicht ehrt, der würdigt sie auch in sich selbst herab. Nichts hat der Religion mehr geschadet, als der durch Zwang oder äußere Vortheile veranlaßte Glaubenswechsel. Das hat auch der bessere Theil des Volkes jederzeit gefühlt. Eigentliche Religionsverfolgungen fanden nur statt, wenn die niedere Masse aufgereizt und von den entseßelten Leidenschaften fortgerissen wurde. Mancher fromme Christ lebte mit einem frommen Juden in Freundschaft und ungestörtem Frieden. Er achtete ihn um seiner Frömmigkeit willen, wie sehr er sich auch als bevorrechtet betrachten mußte. Was Mendelssohn mit jenen Worten ausgesprochen, hat Lessing in dem „Klosterbruder“ dargestellt, dessen fromme Einfalt von keinem Glaubenshass weiß.

*) Nach Gen. 3, 13.

**) Hebr. Briefe des Maimonides u. N. S. 44 der Amsterdamer Ausgabe.

Schulnachrichten.

Wir entnehmen den Notizen des Herrn Directors Dr. Stern folgende Schulnachrichten und halten es für angemessen, uns auf die einfache Mittheilung derselben zu beschränken. —

Der Gesangunterricht wurde beim Beginne des Schuljahres Herrn Gotthold Kunkel übertragen. Derselbe hat den von ihm gehegten Erwartungen in jeder Hinsicht entsprochen und wurde im October v. J. als außerordentlicher Lehrer angestellt. Der üblichen Sitte entsprechend, gibt Herr Kunkel nachstehenden kurzen Bericht über sein bisheriges Leben:

Ich bin zu Bensheim a. d. Bergstraße im Großherzogthum Hessen am 26. August 1835 geboren. Den ersten Unterricht erhielt ich von Privatlehrern, besuchte dann einige Jahre die dortige Stadtschule, später das Bensheimer Gymnasium bis zur Secunda und absolvirte hierauf einen zweijährigen Cursus an dem dortigen Lehrerseminar. Kurz nach meinem Abgange aus demselben war ich $\frac{3}{4}$ Jahr als Vikar im Großherzogthum Hessen angestellt. Als dann mein Vater, Rektor F. J. Kunkel (ehemaliger Seminarmusiklehrer zu Bensheim) pensionirt wurde, zog ich mit ihm im Mai 1855 nach Frankfurt, wo ich Anfangs Privatunterricht in Elementarfächern erteilte und auch an einigen Instituten und musikalischen Vereinen wirkte. Im Jahre 1861 war ich auch 3 Monate lang als Hilfslehrer an der israelitischen Realschule beschäftigt. Neben dem Studium der neueren Sprachen widmete ich mich seit längerer Zeit mit Vorliebe der Musik und vorzugsweise dem theoretischen Theile derselben, wobei mir mein Vater lehrend und leitend zur Seite stand. Während einer längeren Krankheit desselben genoß ich die Unterweisung des Herrn Kapellmeisters Woltermann. Gleichzeitig erteilte ich Unterricht im Klavierspiel und Gesang und leitete den durch mich im März 1857

gegründeten „Kunkel'schen Gesangverein“. Seit Oktober 1864 ist mir auch die Direktion der „Enterpe“, eines Vereins für gemischten Gesang, übertragen. Etwa zwanzig kleinere Compositionen von mir sind im Druck erschienen. Auch habe ich mehrere Orchesterfuge und größere Vokalwerke geschrieben, wovon einige bereits zur Aufführung gelangten. Musikalisch-literarische Arbeiten von mir finden sich in verschiedenen belletristischen und musikalischen Zeitschriften.

Seit Ostern 1866 bin ich an der israelitischen Realschule als Gesanglehrer thätig, und im Oktober desselben Jahres wurde ich durch Beschluß wohlwollenden Schulraths zum außerordentlichen Lehrer an dieser Anstalt ernannt.

Die durch den Rücktritt des Herrn Hornstein vacant gewordenen Unterrichtsstunden wurden provisorisch besetzt. Der betreffende Unterricht wurde hauptsächlich von den Herren Bodo v. Glümer und Dr. Adler übernommen und seitdem mit erfreulichem Erfolge ertheilt.

Ein anderer Lehrer, Herr Levy, der bei diesem Anlasse seine Wirksamkeit an unserer Anstalt begann, ist uns leider schon nach kaum vier Monaten durch den Tod entrissen worden. Er starb am 24. August v. J. Das Leichenbegängniß fand am 26. unter Theilnahme sämtlicher Lehrer der Anstalt, sowie der Schüler der I., II. und V. Knabenklasse statt. Durch seinen Berufseifer, sowie durch seine Leistungen, ganz besonders aber durch sein freundliches und herzliches Wesen, hatte er sich die Zuneigung seiner Collegen und die Liebe seiner Schüler in vollem Maße erworben. Herr Director Dr. Stern sprach am Grabe die Gefühle Aller, die dem Verbliebenen näher standen, mit warmen Worten aus.

Mit dem 1. Januar d. J. hat Herr Julius Schlösser, dem hauptsächlich der Zeichenunterricht in der Knabenschule und in letzterer Zeit auch der Unterricht in der Formenlehre übertragen war, seine Stelle niedergelegt. Nach einer anererkennungswerthen achtjährigen Lehrthätigkeit hat er sich einem andern Berufe zugewendet. Bei seiner Wirksamkeit an unserer Anstalt hatte er sich seinen unvergeßlichen Vater, der sein Vorgänger war, zum Vorbilde genommen. Seine bisherigen Collegen bewahren ihm ein freundliches Andenken. — Den Zeichenunterricht ertheilten inzwischen die Herren Krug, Schuster und Stitz, denen die Anstalt für ihre freundliche Bereitwilligkeit und für den von ihnen bewiesenen Eifer zu aufrichtigem Danke verpflichtet ist.

Das Lehrerkollegium besteht gegenwärtig aus den Herren: Altenberger, Dr. Auerbach, Blum, Blumenthal, Burgin, Weiger, Kunkel, Dr. Lehmann, Dr. Löwe, Müller, Dr. Neubürger, Dr. Delsner, Sabel, Schlimbach, Schühof, Teblée, Tendlan, Trefousse, Dr. Zirndorfer und aus den Damen Vizet, Bonn, Dilthey, Maas, Rupp, Stiebel, Wolter. —

Am 17. November v. J. wurde das 25 jährige Amtsjubiläum des Herrn Dr. Zirndorfer in der Anstalt gefeiert. Sowohl die Mitglieder des Schulrathes, als sämtliche Collegen theilnahmen an dieser Feier. Der Vorsitzende des Schulrathes, Herr Scheyer, sowie Herr Director Dr. Stern sprachen dem Jubilar die vollste Anerkennung für seine Wirksamkeit und die herzlichsten Glückwünsche aus.

Unser geehrter Colleague Herr Müller war während der Monate November und Dezember durch Krankheit genöthigt, seinen Unterricht auszusetzen. Wir freuen uns hinzufügen zu können, daß er wieder vollkommen hergestellt ist und die mit dem neuen Jahre wieder begonnene Thätigkeit seitdem ununterbrochen fortsetzen konnte.

Mitte Januar erkrankte unser geehrter Colleague Herr Tendlan und mußte ebenfalls seine Berufsthätigkeit unterbrechen. Auch von ihm können wir zu unserer herzlichen Freude berichten, daß er wieder genesen ist und sich seit einigen Wochen so weit gestärkt fühlt, daß er einen Theil seiner Unterrichtsstunden übernehmen konnte. Herr Schulamts Candidat Dürstein ersetzte ihn während seiner Krankheit und ertheilt auch jetzt noch einige Stunden an unserer Anstalt. Wir sprechen ihm für seine freundliche Bereitwilligkeit und für seine Leistungen unsern aufrichtigen Dank aus.

Die Zahl der Schüler betrug beim Beginne des Sommersemesters 406 Knaben und 226 Mädchen; beim Beginne des Wintersemesters 404 Knaben und 223 Mädchen. Die Vertheilung derselben gestaltete sich für die beiden Semester folgendermaßen:

Knabenklassen: I. 25—17; II^a. 46—38; II^b. 51—50; III^a. 37—38; III^a.² 35—36; IV. 54—52; V. 42—46; VI. 30—35; VII. 35—42.

Mädchenklassen: I. 18—16; II. 32—26; III^a. 29—26; III^b. 27—26; IV. 43—39; V. 28—25; VI. 24—26; VII. 25—39.

Die Aufnahme betrug für den Beginn des Schuljahres 38 Knaben und 21 Mädchen, im Laufe des Jahres 28 Knaben und 23 Mädchen.

Leider haben wir auch drei geliebte Schüler durch den Tod verloren.

Richard Sachs, Schüler der V. Classe, starb am 28. Juli v. J. in seinem neunten Lebensjahre. Er war ein fleißiger und gesitteter Knabe, der sich die Liebe aller seiner Lehrer und Mitschüler erworben hatte. Obschon es die Zeit der Sommerferien war, betheiligten sich doch viele Lehrer und Zöglinge der Anstalt an seinem Leichenbegängnisse. Herr Director Dr. Stern widmete dem braven Schüler einen herzlichen Nachruf.

Eduard Marx, Schüler der I. Classe starb in noch nicht vollendetem sechzehnten Lebensjahre am 17. Januar d. J. Er war ein sehr fähiger und stets fleißiger Schüler, der sich durch die verschiedenen Stufen der Anstalt hindurch das Lob seiner Lehrer verdient hatte und von diesen, wie von allen seinen Mitschülern herzlich geliebt wurde. Wie wir ihn mit Freuden heranwachsen sahen, so nehmen wir auch den innigsten Antheil an dem Schmerze der Eltern, die um den Verlust eines so hoffnungsvollen und heißgeliebten Kindes trauern. Das Leichenbegängniß fand am 20. Januar, unter Betheiligung sämmtlicher Lehrer der Anstalt, sowie der Schüler der I., II^a. und II^b. Classe statt. Ein Lehrer der Classe sprach am Grabe einige Worte des Nachrufes. —

Am 6. März starb der Schüler der VII. Classe, Julius Hirschfeld, in noch nicht vollendetem achten Jahre. Er zeigte sich während seines kurzen Schulbesuches als ein sehr fleißiger und sittsamer Knabe.

Aus dem Schulrath sind während des abgelaufenen Jahres die Herren Julius Oppenheimer und Leopold B. S. Goldschmidt, letzterer als Deputirter des Gemeindevorstandes ausgetreten. An deren Stelle wurde Herr Jakob Oppenheimer erwählt und Herr Ignaz Creizenach vom Gemeindevorstande deputirt. Der Schulrath besteht demnach aus den Herren Emanuel Scheyer als Vorsitzenden, den Herren G. M. Bingé, Dr. med. Gundersheim, Adolph Maas, Jakob Oppenheimer und August Rothschild und aus den Deputirten des Gemeindevorstandes, den Herren Dr. jur. Ellissen, Ignaz Creizenach und Dr. med. Neubürger.

Von Erwerbungen und Geschenken, durch welche die Lehrmittel der Anstalt in diesem Jahre vermehrt worden sind, führen wir Nachstehendes an:

Das physikalische Cabinet hat in diesem Jahre eine galvanische Glocke, zwei Meibinger'sche Elemente und eine größere Glaslinse angeschafft. Von der Louis Lotmar'schen Stiftung wurde ein Grün'scher Notations-Apparat nebst einer Anzahl Farbenscheiben erworben.

Auch die naturgeschichtlichen Sammlungen sind um einige Stücke bereichert worden.

Für die Bibliothek wurden folgende Schriften, theils fortgesetzt, theils neu angeschafft: Deutsches Wörterbuch von Grimm. Deutsches Wörterbuch von Weigand. Deutsch-Englisches Wörterbuch von Lucas. Handbuch der Geographie und Statistik von Stein-Wappäus. Bunsen's Bibelwerk. Bilder-Atlas zur Weltgeschichte, von Weisser. Erklärungen zu den deutschen Classikern von Dünker u. A. Illustriertes Thierleben, von Brehm. Synopsis der drei Naturreiche von Lennig. Geschichtschreiber deutscher Vorzeit. Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Servinus, achter Band (L. Lotmarisches Legat). Die Juden in Deutschland während des Mittelalters, von Stobbe. Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland, von Julian Schmidt, zweiter Theil (L. Lotmarisches Legat). Duncers Geschichte des Alterthums, dritter und vierter Theil (L. Lotmarisches Legat). Pädagogischer Jahresbericht von Lüben. Pädagogisches Jahrbuch von Diesterweg. Die häusliche Erziehung, von Stern (Geschenk des Verfassers). Aus der Schule, von Vormann. Das höhere Schulwesen in Preußen, von Wiese. Pädagogische Briefe von Kind. Schriften des Instituts zur Förderung der israelitischen Literatur.

Endlich geben wir noch nachstehend das Verzeichniß der uns für die Creizenach-Stiftung zugegangenen Geschenke und Gaben. Indem wir für diese, sowie für alle sonstigen Zuwendungen den geehrten Gebern den wärmsten Dank aussprechen, können wir auch diesmal nicht unterlassen, die letztgenannte Stiftung allen Freunden unserer Anstalt zur gefälligen Berücksichtigung, insbesondere beim Ein- und Austritt von Zöglingen, wie bei freudigen oder schmerzlichen Familiener eignissen, die man so gerne durch einen Act der Wohlthätigkeit bezeichnet, recht warm zu empfehlen.

Verzeichniß

der

bei der Creizenach-Stiftung vom 7. März 1866 bis
20. März 1867 eingegangenen Gaben.

A. Geschenke.

Erlös für Exemplare von Dr. Zindorfer's Steurometrie	fl.	3. 24 fr.
Von Herrn Arnold Steger bei der Confirmationsfeier seines Sohnes	"	5. — "
" Herrn F. S. Speyer	"	100. — "
" Herrn Wilhelm Emden am Todestage seines Vaters	"	10. — "
" Herrn Albert D . . . am Sterbetage seiner Schwester G	"	15. — "
" Frau Braunschweig-Seckel am Todestage ihrer guten Mutter	"	3. 30 "
" Frau Bertha Friedberg am Todestage ihres sel. Gatten	"	5. — "
" Frau J. Mayer-Heinemann beim Eintritte ihres Sohnes ins Geschäftsleben	"	2. — "
" einer Ungenannten	"	1. 45 "
" Herrn Jacob Posen bei der Confirmation seines Sohnes	"	15. — "
" dem Schüler Georg David	"	3. — "
Legat des sel. Herrn Landau	"	50. — "

Von Herrn Albert D . . . am Todestage seines unvergeßlichen Sohnes Paul	fl.	15. — fr.
" Arthur Schwed bei seiner Confirmation	"	2. — "
" Herrn Julius Sachs zum Andenken an das Ableben seines geliebten Sohnes Richard	"	5. — "
" Herrn Jacob Feisenberger am Todestage seines unvergeßlichen Sohnes Adolf	"	5. — "
" Frau Käthchen Schüssler am Todestage ihres seligen Mannes	"	10. — "
" Frau Helene Blumenthal am Todestage ihres seligen Vaters	"	7. — "
" Herrn Lehmann Hanau bei Gelegenheit der glücklichen Entbindung seiner Frau von einem Töchterchen	"	5. — "
" Herrn Dr. Hermann Zindorfer bei der Feier seines 25jährigen Amtsjubiläums	"	3. 30 "
" Herrn und Frau M. W. Rindskopf bei Gelegenheit der Confirmationsfeier ihres Sohnes Max	"	7. — "
Aus der Nachlassenschaft der seligen Frau Heinrich Lotmar, Rosette geb. Flersheim, von den Vormündern der minderjährigen Kinder, Herrn J. Reiß und E. Flersheim	"	100. — "
Von einem Gönner der Creizenach-Stiftung durch Herrn Dr. Ellissen Thlr. 300 bayerische Prämienanleihe in 3 Stück.		
" den Erben des sel. Herrn Samuel Stern an dessen Todestage	"	25. — "
" den Herren James und Theodor Stern am Todestage ihrer sel. Mutter, der Frau Louise Stern	"	50. — "
" Frau Rosine Stern am Todestage ihres Gatten, des sel. Herrn Wilhelm Stern	"	25. — "
Am Todestage der sel. Cornelia Bonn 23. Febr.	"	5. — "
Von Herrn H. G.	"	5. — "
" D. B. am Tage meiner Genesung	"	2. — "
" Frau A. K. zur Erinnerung an den 6. Januar 1855	"	2. — "

Von Emil Samuel Ullmann bei seiner Confirmation fl.	5. — fr.
„ Alfred Jaffe an seinem 13. Geburtstage . . . „	3. 30 „

B. Gaben beim Eintritt von Zöglingen.

Von Herrn Carl Heinemann fl.	2. — fr.
„ „ Ferdinand Schwarzschild „	5. — „
„ Frau Salomon F. Goldschmidt „	3. 30 „
„ Herrn Marcus Löwenstein „	4. — „
„ „ Dr. Levysohn bei Eintritt von Emil Morgenroth „	3. 30 „
„ „ Dr. Hermann Zirndorfer „	2. — „
„ „ Louis Schloß „	10. — „
„ Frau Klein-Kindskopf „	2. — „
„ „ D. Brunner „	1. — „
„ Herrn Julius Stern aus Obermoschel „	5. — „
„ „ L. Eymann „	1. 45 „
„ „ H. Eppstein „	2. — „
„ „ Moritz Marschütz „	1. 30 „
„ „ Adolf Goldstein „	2. — „
„ „ Neichenbach „	3. 30 „
„ „ Siegmund Tahn „	3. — „
„ „ Ferdinand Doctor „	5. — „
„ „ Jacob Levy „	3. — „
„ „ Jacob Piccard „	4. — „
„ „ David Adler „	5. — „
„ „ Bernhard Bing „	2. — „
„ „ Bernhard Elkan „	2. — „
„ Frau Agathe Beer „	1. 10 „
„ Herrn Baruch Elfaß „	2. — „
„ „ Isidor Kahn „	2. — „
„ „ Sebastian Fuld „	3. 30 „
„ „ Lazar Wurmann „	1. — „
„ „ Ohlmann „	2. — „
„ „ Siegmund Marx „	5. — „
„ „ Dr. Löwenstein b. Eintr. v. M. Neumann „	3. — „
„ „ S. Hanau am Begräbnistage der sel. Frau Henriette Hanau 18. Febr. 1867 „	50. — „

Von Herrn Dr. Löwenstein fl.	2. — fr.
„ „ Dr. Delsner b. Eintritt von Alfred Jaffe „	5. — „
„ „ M. Auerbach in London beim Eintritt dreier Söhne, durch Herrn Teblée „	6. — „
„ „ M. Hackenbroch in Paris, durch denselben „	3. — „

C. Gaben beim Austritt von Zöglingen.

Von Herrn Arnold Steger fl.	10. — fr.
„ „ Theodor Beer „	5. — „
„ „ Bernhard Klirschheim „	5. — „
„ „ E. Kofswald „	5. — „
„ „ Rabbiner Dr. Geiger „	10. — „
„ „ J. Wormser „	5. — „
„ „ Franz Strauß „	10. — „
„ „ Simon Mainz „	5. — „
„ „ J. Bär „	2. — „
„ „ J. Mayer „	2. — „
„ „ Ballin „	1. 30 „
„ „ Jacob Oppenheimer „	5. — „
„ „ Dr. Jakob Auerbach „	3. 30 „
„ „ Hermann Schiff „	5. — „
„ „ Raphael Dieffer „	1. 45 „
„ Frau E. F. Adler „	2. — „
„ Herrn Abraham Heß „	2. — „
„ „ Franz Strauß „	10. — „
„ „ Dr. Löwenstein „	3. — „
„ „ Adolf Strauß beim Austritt zweier Töchter „	10. — „
„ „ Bernhard Schott „	2. — „
„ „ J. Blum beim Austritt von Siegfried Essinger „	3. — „
„ „ S. Arndt „	7. — „
„ Frau Maximilian Goldschmidt „	10. — „
„ Herrn Isaac Oppenheim aus Mastätten „	2. — „
„ „ Noé Oppenheim „	10. — „
„ „ F. Beer, durch Herrn Teblée „	3. — „
„ „ Frank aus Bamberg, durch Herrn J. Blum „	5. — „

D. Gottespfennige.

Von Herrn Moritz Marschütz und Herrn Mayer Maier bei Ver- und Ermiethung . . . fl.	1. — fr.
" " Dr. Lehmann und Herrn Gottlieb Kaufa bei Ver- u. Ermiethung einer Wohnung "	4. — "
" " F. und B. Lion und Herrn Professor Treizenach bei Er- und Vermietung einer Wohnung "	12. — "

Der Bericht der V. H. Goldschmidt'schen Stipendienstiftung, welche ihre Wirksamkeit auch in dem verfloffenen Geschäftsjahre regelmäßig fortgesetzt hat, kann erst im nächsten Jahre erstattet werden.

P r ü f u n g s - P r o g r a m m.

Montag, den 8. April.
Vormittags.

Knabenklassen.

* Eröffnungs-Choral 8¹/₂ Uhr.

7. Klasse 8 ¹ / ₂ —9 ¹ / ₂	{ Schreiblesen . . . Herr Blum.
	{ Denkübungen . . . " Teblée.
6. Klasse 9 ¹ / ₂ —10 ¹ / ₂	{ Lesen " Müller.
	{ Deutsche Sprache . . . Teblée.
	{ Gesang " Kunkel.
5. Klasse 10 ¹ / ₂ —11 ¹ / ₂	{ Heimatkunde " Teblée.
	{ Hebräisch " Dr. Röber.
	{ Gesang " Kunkel.
4. Klasse 11 ¹ / ₂ —12 ¹ / ₂	{ Naturgeschichte " Blumenthal.
	{ Biblische Geschichte . . . Dr. Löwe.

Nachmittags.

3 ^b . Klasse 2—3	{ Rechnen Herr Blum.
	{ Französisch " Tresouffe.
	{ Gesang " Kunkel.
3 ^{a2} . Klasse 3—4 ¹ / ₄	{ Hebräisch " Geiger.
	{ Deutsche Sprache . . . Dr. Löwe.
	{ Geschichte " Dr. Delsner.
3 ^{a1} . Klasse 4 ¹ / ₄ —5 ¹ / ₄	{ Algebra " Dr. Zirndorfer.
	{ Französisch " Dr. Neubürger.
2 ^b . Klasse 5 ¹ / ₄ —6 ¹ / ₄	{ Deutsche Sprache . . . Dr. Auerbach.
	{ Geographie " Sabel.

Dienstag, den 9. April.

Vormittags.

2 ^b . Klasse 8 ¹ / ₂ —9 ¹ / ₂	}	Französisch . . . Herr Burgin.
		Rechnen . . . " Teblée.
2 ^a . Klasse 9 ¹ / ₂ —11 ¹ / ₄	}	Geometrie . . . " Dr. Zirndorfer.
		Englisch . . . " Dr. Lehmann.
		Physik . . . " Sabel.
		Deutsche Sprache. . . " Geiger.
1. Klasse 11 ¹ / ₄ —12 ¹ / ₂	}	Stereometrie . . . " Dr. Zirndorfer.
		Französisch . . . " Burgin.
		Rechnen . . . " Schlimbach.
		Religion . . . " Dr. Auerbach.

Entlassung der abgehenden Schüler.

Nachmittags.

Turnprüfung.

Mädchenklassen.

4. Klasse 3—3 ¹ / ₂ . . .	} Herr v. Glümer.
3 ^b . " 3 ¹ / ₂ —4 . . .		

Knabenklassen.

3 ^b . Klasse 4—4 ¹ / ₂	} Herr v. Glümer.
2 ^b . Klasse { 4 ¹ / ₂ —5		
2 ^a . Klasse {		

Mittwoch, den 10. April.

Vormittags.

Mädchenklassen.

Eröffnungs-Choral 8¹/₂ Uhr.

7. Klasse 8 ¹ / ₂ —9 ¹ / ₂	}	Schreiblesen . . . Fräulein Stiebel.
		Denkübungen . . . " Maas.

6. Klasse 9 ¹ / ₂ —10 ¹ / ₂	}	Deutsch Fräulein Stiebel.
		Rechnen " Maas.
		Gefang Herr Kunkel.

5. Klasse 10 ¹ / ₂ —11 ¹ / ₂	}	Französisch . . . " Blum.
		Biblische Geschichte . . " Dr. Köber.
		Gefang " Kunkel.

4. Klasse 11 ¹ / ₂ —12 ¹ / ₂	}	Rechnen " Schönhof.
		Französisch . . . " Trefouffe.

Nachmittags.

3 ^b . Klasse 3—4	}	Deutsche Sprache . Herr Schönhof.
		Naturgeschichte . . " Blumenthal.
		Gefang " Kunkel.

3 ^a . Klasse 4—5 ¹ / ₂	}	Geschichte " Dr. Delsner.
		Französisch . . . " Trefouffe.
		Biblische Geschichte . " Schönhof.

Donnerstag, den 11. April.

Vormittags.

2. Klasse 9—10 ¹ / ₂	}	Rechnen Herr Schönhof.
		Französisch . . . " Burgin.
		Geographie . . . " Dr. Delsner.

1. Klasse 10 ¹ / ₂ —12	}	Englisch " Dr. Lehmann.
		Physik " Sabel.
		Deutsche Sprache . " Geiger.
		Religion " Dr. Auerbach.

1. 2. u. 3 ^a . Kl. 12—12 ¹ / ₂	}	Gefang " Kunkel.

Entlassung der abgehenden Schülerinnen.

Die Proben der deutschen und englischen Schönschrift, die unter Leitung der Herren Allenberger und Müller angefertigt wurden, sind während der Prüfungstage im Prüfungslocale aufgelegt. Die unter Leitung der Herren Krug, Schuster und Stix und der Fräulein Dilthey angefertigten Probezeichnungen, sowie die unter Leitung der Lehrerinnen Fräulein Bizet, Frau Bonn, Fr. Nupp, Fr. Stiebel und Fr. Maas angefertigten Handarbeiten sind Donnerstag den 29. März von 12^{1/2} Uhr Mittags an in den dafür bestimmten Klassenzimmern ausgestellt.

Die hohen Obrigkeiten, die hochwöbliche gemischte Kirchen- und Schulkommission, der Vorstand und Ausschuss der israelitischen Gemeinde, der Schulrath, die Eltern der Schüler und Schülerinnen, sowie alle Freunde der Jugend, werden zur bevorstehenden Prüfung ergebenst eingeladen.

Der neue Lehrkursus beginnt Montag den 29. April.
